



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Wien ist anders.“

Das Konzept des Habitus und seine Anwendung auf
,regionale Mentalitäten' am Beispiel der Steiermark
und Wiens

Verfasser

Alexander Leodolter

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
(Mag.rer.soc.oec.)

Wien, im November 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A122 295

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Helmut Kuzmics

Danksagung

Ich möchte meinen Dank vor allem aussprechen

meiner Mutter für ihre Unterstützung und ihr Vertrauen in mich,
meinem Vater,
meiner Großmutter,
sowie meinem Betreuer Prof. Helmut Kuzmics.

1. Einleitung	7
2. Theoretische Hintergründe	9
2.1 Zum Begriff der Mentalität	9
2.2 Zum Konzept des Habitus	11
2.2.1 Der Habitus in der Zivilisationstheorie von Norbert Elias	13
2.2.2.1 Habitus und Psychogenese	14
2.2.2.2 Habitus und Soziogenese	15
2.2.2 Der Habitus in der Praxistheorie Pierre Bourdieus	18
2.2.2.1 Die praxeologische Erkenntnisweise	19
2.2.2.2 Habitus und ‚praktischer Sinn‘	20
2.2.2.3 ‚Feld‘ und ‚Kapital‘	24
2.2.3 Habitus und Körper - Der Mensch als leiblich in der Welt	
verankertes Wesen in der Phänomenologie Maurice Merleau-Pontys	27
2.2.3.1 Gestalt- und Verweisungscharakter der Wahrnehmung	31
2.2.3.2 Sich-Empfinden und Sich-Bewegen – Der	
Merk-Wirk-Kreislauf	35
2.2.3.3 Das Körperschema	36
2.2.3.4 Das Phantomglied	39
2.2.4 Inkorporation, Macht und Sprechen	42
3. Abriss historischer Geschehnisse und Entwicklungen in der Steiermark und in Wien	47
3.1 Steiermark	49
3.1.1 Vom Frühmittelalter bis zur Pragmatischen Sanktion	49
3.1.2 Vom Josephinismus bis zur Gegenwart	51
3.2 Wien	55
3.2.1 Vom Königreich Norikum bis zur Aufteilung der österreichischen Länder	55
3.2.2 Von der Wiedervereinigung der ‚Österreichischen Länder‘ bis zur Gegenwart	57
4. Untersuchungen zu regionaler Mentalität und deren Wahrnehmung in Österreich	61
5. Methodische Vorgehensweise	67

6. Darstellung der empirischen Ergebnisse	71
6.1 Das Erleben und Thematisieren von Mentalitätsunterschieden	71
6.1.1 Entfremdung	71
6.1.2 Die wahrgenommene Unterschiedslosigkeit	74
6.1.3 Die Qualitäten der eigenen Herkunft	77
6.1.4 Der Heimat entkommen	78
6.1.5 Offenheit vs. Distanziertheit	79
6.2 Übersiedeln als Eingewöhnungsprozess	81
6.3 Bewusste Verhaltensänderungen	84
6.4 Identität	86
6.5 Die Bedeutung von ‚Heimat‘ für die befragten Personen	91
6.6 Konflikt- und Dominanz-Unterordnungs-Verhältnisse	94
 7. Zusammenfassung	 97
 8. Literaturverzeichnis	 101

1. Einleitung

Die folgende Arbeit beschäftigt sich mit Denk-, Wahrnehmungs-, Empfindungs- und Verhaltensmustern. In der Soziologie, aber auch in einigen anderen Sozialwissenschaften hat sich dafür der Begriff des Habitus eingebürgert. Das Habitus-Konzept ist meinem Dafürhalten nach besonders attraktiv, weil es den Menschen als psychophysische Ganzheit erfasst und über seine Leiblichkeit als stets mit der Umwelt in Wechselwirkung stehenden - um einen Begriff von Norbert Elias zu verwenden - „homo apertus“. Dass es bei dieser stetigen Dialektik der Übernahme der Vergangenheit und des Handelns zum Feld sehr unterschiedliche sozialstrukturell bedingte zu übernehmende ‚Erbschaften‘ und ebenfalls sehr unterschiedliche Positionen, in denen sich die verschiedenen ‚homines aperti‘ zu einem Zeitpunkt befinden, gibt, führt schon zu einer der großen Stärken des Habituskonzepts: seiner Leistungsfähigkeit bei Machtanalysen. Dabei geht es, wie im theoretischen Teil dieser Arbeit noch ausführlicher zu zeigen versucht wird, um die Machtwirkungen eines leiblich verankerten Dispositionensystems, welches erst die Grundlage für symbolische Selbst- und Weltverhältnisse abgibt. Erst wiederum auf der Grundlage dieser Selbst- und Weltverhältnisse ereignen sich politische Phänomene im engeren Sinn. Politik wird hier also primär nicht mehr als Staatspolitik verstanden, sondern das Politische als „Spielräume entscheidungsfähigen Handelns [, die] kollektiv wahrgenommen zu werden vermöchten“¹ ist auch und vor allem im scheinbar Kleinen, Unbedeutsamen, das mitunter große Auswirkungen auf die Genese von Subjektivität und Identität hat, zu entdecken.

Dies soll nicht bedeuten, dass dem Staat keine Aufmerksamkeit geschenkt werden soll, keinesfalls aber kann für die Habitus-theoretikerIn am Staat als einem überhistorischen Abstraktum festgehalten werden.² Vielmehr kommt dem Staat - vor allem bei Norbert Elias – eine wichtige Rolle in der Formung des Habitus der AkteurInnen zu. Aber auch Bourdieu bezieht staatliche Sozialisation in sein Denken, vor allem Bezug nehmend auf die Bildungsinstitutionen, ein. Dies hat zur Folge, dass Teil der vorliegenden Arbeit auch ein kurzer historischer Abriss ist, der sich zum großen Teil auch mit Geschichte im engeren Sinn, also politischer Geschichte befasst und zu einem erweiterten Verständnis vor allem identitärer Zuschreibungsprozesse beitragen soll. Dabei war zu berücksichtigen, dass die

¹ Narr 1995, 17

² Vgl. auch Horak/Spitaler 2002, 192

Geschichte Wiens natürlich, auch was sozial- und kulturgeschichtliche Blickwinkel betrifft, in weitaus stärkerem Maße, nämlich als ‚Geschichte Österreichs‘, erfasst worden ist als dies für irgendein anderes Bundesland gilt.

Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt bei der vorliegenden Untersuchung auch die Tatsache, dass der Begriff ‚Mentalität‘, und in geringerem Maße auch der des ‚Habitus‘ durchaus in das alltägliche Orientierungswissen der gesellschaftlichen AkteurInnen Eingang gefunden hat. Zugespitzt könnte man also sagen: Der Habitus formt das Denken und Sprechen über ihn, welches ihn wiederum formt. Da ich mich für die vorliegende Arbeit nur über einen vergleichsweise kurzen Zeitraum im Feld aufhielt, ist es naheliegend, dass bei meinen Ergebnissen die erste Wirkrichtung, also das Wirken des Habitus auf die Verwendung von Habituskonzepten auf Seiten der AkteurInnen, im Vordergrund steht.

Im theoretischen Teil dieser Arbeit untersuche ich intensiv das Konzept des Habitus bei Elias und Bourdieu und vor allem seine leibphänomenologische Grundlegung. Ziel dieses Unterfangens ist unter anderem, dass es zu einem erweiterten Verständnis davon kommt, was Habitus bedeutet und worin er sich äußern kann, ein Verständnis also, dass letztlich direkt in meinen Blick als Forschender eingeht.

Im empirischen Teil dieser Arbeit versuche ich, die Sinnsysteme der befragten Personen und ihre affektiven Bezüge zu ihrer Umwelt zu verdeutlichen und daraus Rückschlüsse über die habituellen Dispositionssysteme und ihre Unterschiedlichkeit zu gewinnen, vielleicht können diese Ergebnisse „Instrument einer Sozioanalyse“³ sein. Und vielleicht kann ebenso – und letztlich können diese beiden Ebenen ja auch wahrscheinlich nie ganz getrennt werden - die Sozialwissenschaft zumindest zu einem kleinen Teil als ein Instrument der Selbstanalyse bemüht werden.⁴

³ Bourdieu 1998a, 38

⁴ Vgl. Bourdieu/Wacquant 1996, 102

2. Theoretische Hintergründe

Der Beginn dieses Kapitels soll dazu dienen, einen allgemeinen Überblick über sozialwissenschaftliche Annäherungen an Mentalität zu bieten. Es folgt eine Darlegung des Habitus-Konzepts sowie dessen Erklärungsanspruchs und seiner leibtheoretischen Fundierung. Danach wird eine Beleuchtung der habitustheoretischen Konzeption von Machtbeziehungen sowie - in Hinblick auf den aus Interviews bestehenden empirischen Teil - der Beziehung von Habitus und Sprechen unternommen. Gemäß den Grundsätzen der *Grounded Theory* als Strategie der qualitativen Sozialforschung soll hier theoretische Sensibilität, das heißt Bewusstsein beim Interpretieren für die Bedeutung der erhobenen Daten im Sinne der Forschungsfrage, geweckt werden.⁵

2.1 Zum Begriff der Mentalität

In Marcel Prousts berühmtem Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ kommt der Begriff der Mentalität in folgendem Absatz zur Sprache:

„ - Sie wissen vielleicht nicht, Durchlaucht, dass es jetzt ein neues Wort für ‚Denkweise‘ [im Orig.: *genre d’esprit*, A.d.V.] gibt, sagte der Archivar, der Sekretär des antirevisionistischen Komitees war. Man sagt neuerdings ‚Mentalität‘. Das bedeutet genau das gleiche, aber dafür weiß niemand, was es heißen soll. Es ist das allerfeinste jetzt, wie man sagt, ‚dernier cri‘ [...]

- Ah so! ‚Mentalität‘ – das muß ich mir notieren, damit ich es wieder verwenden kann, sagte der Herzog. (Das war in diesem Fall keine leere Phrase, denn er besaß bereits ein kleines mit derartigen Zitaten ausgefülltes Heft, das er vor großen Dinern durchzulesen pflegte.) Mentalität ist gut. Es gibt da immer wieder neue Wörter, die in Umlauf kommen, aber nicht alle halten sich. Neulich habe ich gelesen, dass ein Schriftsteller als ‚talentiert‘ bezeichnet wurde. Das soll einer verstehen. Ich bin allerdings seither nicht wieder darauf gestoßen.

- Mentalität wird aber jetzt sehr häufig gebraucht, sagte der Historiker der Fronde, um auch seinerseits einen Beitrag zur Konversation zu liefern. Ich bin Mitglied einer Kommission im Unterrichtsministerium, da habe ich es schon mehrere Male gehört, auch in meinem Club, dem ‚Volney‘, und bei einem Abendessen mit Monsieur Emile Ollivier.“⁶

⁵ Vgl. Strauss/Corbin 1996, 25 sowie 33-37

⁶ Proust 1980, 1562-63

„Mentalität“ erscheint hier als ein Modewort, das von einer gesellschaftlich-administrativen Elite nicht zuletzt aus Distinktionsgründen eingeführt wird. Allerdings war der Begriff schon vorher verbreitet, in der englischen Philosophie des 17. Jahrhunderts bedeutete Mentalität nach Le Goff „die kollektive Färbung des Seelenlebens“⁷, blieb jedoch auf die philosophische Fachsprache beschränkt. 1842 tauchte er im französischen Wörterbuch von Robert als aus dem englischen übernommenes Wort auf, das als „*état d’esprit*“ und „*habitudes de pensée*“ umschrieben wurde.⁸

Im wissenschaftlichen Kontext ist der Begriff der Mentalität vor allem von der „Annales“-Schule geprägt worden.⁹ Unter Mentalitätengeschichte verstand die „Annales“-Schule die Untersuchung des Alltagslebens der Menschen mit Blickpunkt auf Gruppen von Menschen in einem bestimmten räumlichen und zeitlichen Lebenszusammenhang. Nicht zuletzt ging es auch darum, der vorherrschenden politischen Geschichte, der sogenannten „Ereignisgeschichte“, in deren Mittelpunkt die „großen Persönlichkeiten“ standen, die Geschichte der vielen Menschen, ihre ökonomischen Verhältnisse und ihr kollektives Bewusstsein, Denken und Gedächtnis gegenüberzustellen.¹⁰ Dem berühmten Aufsatz „*Histoire des mentalités*“ des ebenfalls der Annales-Schule entstammenden Georges Duby kann entnommen werden, dass nach dem Verständnis des Mentalitätskonzepts von Seiten der Annales-Historiker Aspekte des Verhaltens einerseits und der Ideen, Theorien und Ideologien andererseits nicht voneinander getrennt werden können.¹¹ Raulff spannt den Mentalitätsbegriff zwischen drei Polen auf, nämlich den Praktiken, den historisch apriorischen Bedingungen des Denkens und dem „Bereich der (kollektiven) Affekte und Sensibilitäten, [...] des *Pathos*.“¹² Eine theoretische Begründung des Begriffs blieb nicht nur bei den „Annales“-Historikern ausständig¹³, sondern auch heutzutage gibt es keine Theorie der Mentalitäten oder der Mentalitätsentwicklung.

Theodor Geiger hat sich als Erster - vor allem unter dem Blickwinkel der Ideologiekritik - mit Mentalität als soziologischer Kategorie beschäftigt. Er unterscheidet zwischen

⁷ Le Goff 1989, 23

⁸ Tellenbach 1974, 12 Hier wird auch schon die Nähe zum weiter unten erörterten Habitus-Begriff erkennbar. Die besondere Fokussierung auf die Geschichte des Begriffs im Französischen begründet Tellenbach übrigens damit, dass auch nicht-französische Philosophen und Sozialwissenschaftler vom französischen Sprachgebrauch, insbesondere den Werken der Historikerschule „*Annales*“ beeinflusst seien. (Tellenbach 1974, 13)

⁹ Raulff 1989, 7; Heß-Meining 1999, 200

¹⁰ Tellenbach 1974, 14

¹¹ Ebd., 17

¹² Raulff 1989, 10

¹³ Vgl. Heß-Meining 1999, 200

Ideologie und Mentalität: Die Erstere ist für ihn Deutung, ein Gedankengefüge, die Letztere Prägung, geistig-seelische Disposition. Die Mentalität ist dementsprechend „früher“, „erster Ordnung“, sie kann sich in verschiedenen Ideologien ausdrücken. Und während eine Ideologie eine Überzeugung ist und infolgedessen richtig oder falsch sein kann, kann diese Frage für eine Mentalität gar nicht sinnvoll gestellt werden. Denn sie ist das jeder Überzeugung Vorausgehende, das erst empfänglich macht für eine Ideologie.¹⁴

Werlen¹⁵ identifiziert schließlich folgende Merkmale von Mentalität: Erstens sind Mentalitäten Verhaltensdispositionen, deren Träger Kollektive sind und die durch ihre Formung von Leben, Denken und Verhalten die Individuen in die Gruppe einbinden. Zweitens steht Mentalität in einem andauernden Wechselverhältnis mit sozio-ökonomischen und politisch-historischen Bedingungen. Die Mentalität formt und verändert sich unter diesen Bedingungen und wirkt gleichzeitig auf diese zurück. Drittens lassen sich Mentalitäten aufteilen in kognitive, affektive und ethische Komponenten. Und vor allem sind Mentalitäten – wie auch Tellenbach¹⁶ und Raulff¹⁷ betonen - im Wesentlichen prä-reflexiv, für die im Alltag befindlichen Individuen nicht einsehbar.

2.2 Zum Konzept des Habitus

Die beiden Begriffe Mentalität und Habitus scheinen, je nach Gebrauchsweise, eng verwandt bis absolut austauschbar zu sein. Schon die Annales-Historiker sprechen in ihrer Mentalitätengeschichte nicht nur von „*attitudes mentales*“ oder „*structures mentales*“, sondern explizit auch von „*habitudes*“.¹⁸ Norbert Elias verwendet in seinem Werk „Studien über die Deutschen“ Mentalität als Synonym für den „nationalen Habitus“¹⁹ und Geiger beschreibt die Mentalität als Prägung oder Disposition, Begriffe, die – wie weiter unten ersichtlich werden wird – besonders bei Bourdieus Konzeption von Habitus eine bedeutende Rolle spielen. Raulff erinnert erstens mit seiner Prozess-Definition von Mentalität stark an Norbert Elias und ordnet zweitens die Zivilisationstheorie von Elias gar

¹⁴ Geiger 1967, 77-78

¹⁵ Vgl. Werlen 1998, 77

¹⁶ Tellenbach 1974, 20

¹⁷ Raulff 1989, 11

¹⁸ Tellenbach 1974, 14

¹⁹ Elias 1989, 8

überhaupt in den Bereich der Mentalitätsgeschichte ein.²⁰ Auch Tellenbach verwendet die beiden Begriffe letztlich synonym, wenn er etwa meint, die „[...] Abweichung eines Individuums kann [...] schließlich als Habitus selbstverständlich, d.h. Mentalität werden.“²¹ František Graus sieht in seiner Begriffsbestimmung Mentalität durch Eigenschaften bezeichnet, wie man sie – wie weiter unten ersichtlich werden wird – teilweise fast im gleichen Wortlaut als Bestimmung des Habitus bei Bourdieu findet: So ist Graus zufolge Mentalität – wie übrigens auch bei Raulff²² – selbst nicht beschreibbar, sondern nur an Meinungsäußerungen und Verhaltensweisen abzulesen, werden Mentalitätsaspekte außerdem dem Menschen in Krisenzeiten, wenn eingespielte Routinen durchbrochen werden, viel eher einsichtig als in Routinephasen und können Mentalitäten weitergeschleppt werden und den aktuellen Umständen nicht mehr entsprechen.²³ Und Ulrich Raulff schlägt mit seiner Fokussierung auf ein Prä-Symbolisches, seiner Betonung von Empfänglichkeit und Angesprochen-Sein und seiner Konzeption des Mentalen als „vor der Unterscheidung in (passive) Rezeptivität und (aktive) Produktivität“²⁴ Liegendes nicht nur die Brücke zur Habitus-Theorie, sondern – auch seinem eigenen Bekunden nach und wie noch zu zeigen sein wird – auch zur Methode und den Ergebnissen der Phänomenologie. Aufgrund dieses Nahe- oder vielmehr Deckungsverhältnisses wird als nächstes die Konzeption des Habitus untersucht.

Nach Kraus und Gebauer²⁵ betont schon Aristoteles im Vergleich zu Platon die Bedeutung von Erfahrung, Gewöhnung und praktischer Erinnerung, somit des Körperlichen, für das Handeln der Menschen. Dabei darf die Erfahrung allerdings nicht zu einer Art von Wissen verengt werden, sondern sie ist etwas Drittes, zwischen Wissen und Können Liegendes: Die Vielzahl der einzelnen Erinnerungen wird zu einer einzigen Erfahrung „zusammengearbeitet“. Die Gewohnheit unterscheidet sich von Einzelhandlungen und wird mit Hilfe körperlicher Prozesse gespeichert. Aristoteles nennt dieses nicht-intellektuelle, nicht bildliche Vermögen „Hexis“, ein Begriff, den Thomas von Aquin mit dem lateinischen Äquivalent „Habitus“ wieder aufnimmt (und den auch Bourdieu – allerdings nicht als Äquivalent für den Habitus – wie weiter unten ersichtlich sein wird in seiner Theorie verwendet). Auch die Phänomenologie hat den Begriff des Habitus wieder

²⁰ Raulff 1989, 8

²¹ Tellenbach 1974, 22

²² Raulff 1989, 11

²³ Graus 1987, 28 und 46

²⁴ Raulff 1989, 10

²⁵ Vgl. Kraus/Gebauer 2002, 27

für sich entdeckt. Edmund Husserl etwa, der Begründer der phänomenologischen Bewegung, gebraucht den Begriff der Habitualität für einen Erwerb durch Gewohnheit.²⁶ Die Rolle des habituellen Leibes in der Leibphänomenologie Maurice Merleau-Pontys wird im Folgenden noch Thema sein.

2.2.1 Der Habitus in der Zivilisationstheorie von Norbert Elias

Norbert Elias entwickelt eine Theorie der Zivilisation, in der er konsequent das Prozessuale an den gesellschaftlichen Verhältnissen betont. Dabei ist für Elias - genauso wie später auch für Bourdieu - das Soziale weder die Summe der Individuen, insbesondere ihrer Willensakte²⁷, noch ein gesondert existierendes Überindividuelles. Vielmehr haben die Beziehungen zwischen den Menschen ihre eigene Gesetzmäßigkeit:

„Man kann [...] den einzelnen nur aus und in seinem Zusammenleben mit anderen verstehen. Aufbau und Gestaltqualität der Verhaltenssteuerung eines Individuums hängen von dem Aufbau der Beziehungen zwischen den Individuen ab.“²⁸

Dies wird allerdings, so Elias, gerne übersehen, was darin liegt,

„[...] daß die Gesellschaft, daß die Beziehungen zwischen den Menschen zwar einen Aufbau und eine Gesetzmäßigkeit eigener Art haben, die nicht von den einzelnen Individuen her verstanden werden können, aber keinen Körper, keine ‚Substanz‘ außerhalb der Individuen.“²⁹

Dies aber läuft einer weit verbreiteten intuitiven Auffassung entgegen, der gemäß Beziehungen aus den Gesetzmäßigkeiten greifbarer Körper erklärt werden müssten.³⁰ Da aber die menschliche Psyche durch ihre Umwelt modelliert wird, muss man die Beziehungen zwischen den Einzelnen betrachten, um überhaupt erst zu einem Verständnis der Psyche der Einzelnen zu gelangen.³¹

²⁶ Vgl. LS, 183

²⁷ Vgl. GdI, 32

²⁸ Ebd., 91

²⁹ Ebd., 91-92

³⁰ Ebd., 34

³¹ Ebd., 61

2.2.1.1 *Habitus und Psychogenese*

Ein zentraler Gedanke bei Elias ist jener der Verflechtungen der Handlungen und Pläne der Individuen, ihrer Interdependenzgeflechte oder *Figurationen*, wobei er betont, dass diese Verflechtungen selbst, zumindest in der Form, in welcher sie dann real existieren, nicht geplant sind. Die zwischen den Individuen existierenden Interdependenzketten wirken wiederum zurück auf die Beschaffenheit der Individuen, auf ihre Intentionen und allgemeiner, ihren psychischen Apparat oder Habitus. Die Verflechtung eines Menschen mit seinen Mitmenschen, insbesondere die Ausgestaltung dieser Verflechtung in der am stärksten prägenden Kinder- und Jugendzeit, bildet sich nach Elias im psychischen Apparat ab und wird „zu einer Gewohnheitsapparatur, die in allen Verhaltensweisen, in allen weiteren Beziehungen zu andern Menschen zum Ausdruck kommt und festgesponnen wird.“³²

Dabei lässt sich als die einen langen historischen Zeitraum dominierende Richtung die Umwandlung von Fremdzwängen in Selbstzwänge feststellen. Insofern ist Elias stark von der Kulturtheorie Sigmund Freuds inspiriert, der zufolge die psychische Realität der Einzelnen das verselbständigte Resultat sozialer Zwänge, unser Gewissen ein Produkt sozialer Angst ist.³³ Der Habitus des zivilisierten Menschen ist nach Elias von „Beständigkeit und Differenziertheit der Selbstzwänge“³⁴ gekennzeichnet, er ist Produkt ungeplanter Prozesse, verfügt aber nichtsdestotrotz über eine „eigentümliche Stabilität“.³⁵ Elias macht als entscheidende Kräfte für die Umgestaltung der menschlichen Psyche den Prozess der Staatenbildung und das mit ihm verbundene Gewalt- und Steuermonopol aus. Die damit verbundene Verflechtung der Handlungsketten verlangen nach einer stärkeren Affektkontrolle. Entscheidend ist in weiterer Folge allerdings, dass die Selbstzwänge nicht in ihrer Gesamtheit von der Unterstützung durch soziale Fremdzwänge abhängig sind, sondern sich verselbständigen. Dadurch, dass die Abhängigkeits- und Wirkungsketten zwischen den Menschen immer komplexer werden, wird ein kontrollierteres, „zivilisierteres“ Verhalten erforderlich. Die Ausbildung eines derartigen „Gepräges“ befördert wiederum die gesellschaftliche Funktionsteilung, letztlich spielen also Soziogenese und Psychogenese ineinander und fördern sich gegenseitig.

³² PdZ II, 344

³³ Vgl. Bogner 1989, 17-18

³⁴ PdZ II, 330

³⁵ Ebd., 331

Elias zeigt anhand seiner empirischen Untersuchungen auf, dass das Verhalten im Mittelalter und in der Völkerwanderungszeit noch von unregulierten, oft gewalttätigen Trieben geleitet war und dies oft sogar das zweckmäßige Verhalten darstellte.³⁶ Mit der Renaissance beginnt allerdings eine bis dato unbekannte Selbstbeherrschung der Individuen um sich zu greifen. Die Menschen sind plötzlich dazu angehalten, das eigene Verhalten zu beobachten und den Vorschriften entsprechend zu regulieren:

„Der Verkehr auf den Hauptstraßen einer großen Stadt in der differenzierten Gesellschaft unserer Zeit verlangt eine ganz andere Modellierung des psychischen Apparats. Hier ist die Gefahr eines räuberischen oder kriegerischen Überfalls auf ein Minimum beschränkt. [...] Die Hauptgefahr, die hier der Mensch für den Menschen bedeutet, entsteht dadurch, daß irgend jemand inmitten dieses Getriebes seine Selbstkontrolle verliert. Eine beständige Selbstüberwachung, eine höchst differenzierte Selbstregelung des Verhaltens ist notwendig, damit der einzelne sich durch dieses Gewühl hindurchzusteuern vermag.“³⁷

Die Menschen distanzieren sich emotional voneinander, aber genauso auch vom eigenen Körper: „Im Laufe dieses Prozesses wird, um es schlagwortartig zu sagen, das Bewußtsein weniger triebdurchlässig und die Triebe weniger bewußtseinsdurchlässig“³⁸. Es bildet sich also, evolutionär begünstigt durch den Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse, eine psychische Struktur aus, die eine Regulierung des trieb- und affektbestimmten Verhaltens beinhaltet und die im Alltagsverständnis für gewöhnlich substantialisiert wird und Bezeichnungen wie „Gewissen“, „Vernunft“ oder „Über-Ich“ trägt.³⁹ Die jeweilige Verhaltenssteuerung des eigenen Verhaltens des Individuums, die durch die Beziehungsverläufe zu den Mitmenschen modelliert wird, nennt Elias auch den „psychischen Habitus“.⁴⁰

2.2.1.2 Habitus und Soziogenese

Was die Entwicklung der gesellschaftlichen Strukturen betrifft, so ist zunächst festzuhalten, dass es im frühen Mittelalter keine Staaten, wie wir sie heute kennen, also als

³⁶ Vgl. etwa ebd., 329 und 393

³⁷ PdZ II, 329

³⁸ Ebd., 401

³⁹ Vgl. GdI, 148 und 161

⁴⁰ Ebd., 64-65

geschlossene Territorien und stabile Gebilde, gibt.⁴¹ Arbeitsteilung ist kaum, Geldwirtschaft gar nicht vorhanden und die wichtigste Ressource ist mit Abstand Boden. Die zunehmende Akkumulation dieses Bodens ist vom einzelnen Herrschenden ob der räumlichen Entfernungen nur durch Delegation der Verfügungsgewalt an andere zu bewältigen. Gleichzeitig kann aber aufgrund des naturalwirtschaftlichen Systems kein zentralisiertes Beamtentum installiert werden, und so ergibt es sich zwangsläufig, dass die mit der Verfügungsgewalt betrauten „Vasallen“ mit Land belohnt werden. Außerdem werden die Zugewinne Einzelner an Boden immer wieder durch aus den Bestrebungen der Vasallen resultierende zentrifugale Tendenzen abgemildert.

Landknappheit und Überbevölkerung bringen es allerdings mit sich, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung überhaupt keine Verfügungsgewalt über Boden besitzt und sich auf Handwerk, Gewerbe oder Handel spezialisiert. Unter den Territorialherren hingegen verstärkt sich ob der Begrenztheit des Landes die Konkurrenz um bestehende Böden. Im Laufe dieser Konkurrenzkämpfe bleiben nach Elias immer weniger Teilnehmer übrig, es kommt zur Monopolbildung:

„Ein Menschengeflecht, in dem kraft der Größe ihrer Machtmittel relativ viele Einheiten miteinander konkurrieren, neigt dazu, diese Gleichgewichtslage (Balance vieler durch viele, relativ freie Konkurrenz) zu verlassen und sich einer anderen zu nähern, bei der immer weniger Einheiten miteinander konkurrieren können; sie nähert sich mit anderen Worten einer Lage, bei der eine gesellschaftliche Einheit durch Akkumulation ein Monopol über die umstrittenen Machtchancen erlangt.“⁴²

Dieser Mechanismus hat nun „[...] - mindestens unter den bisherigen Aufbaubedingungen der Gesellschaft – einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit [...]“⁴³. Das „Gut“ Land kann schließlich zwar umverteilt, aber nur mehr schlecht als recht „produziert“ werden. Das Vorhandensein eines solchen Nullsummenspiels legt wiederum eine gewaltsame Auseinandersetzung um die Inbesitznahme nahe, wobei wiederum derjenige, der bereits über mehr Ressourcen verfügt, bei einem derartigen Kampf üblicherweise im Vorteil ist.

Wie allerdings weiter oben dargelegt, steht derartigen Monopolisierungstendenzen ein Aspekt im Wege: die zunehmende Schwierigkeit, das Territorium unter der eigenen Kontrolle zu halten, was im Wesentlichen bedeutet, Kontrolle über die eigenen räumlich

⁴¹ PdZ II, 25

⁴² PdZ II, 144

⁴³ Ebd., 144

entfernten Stellvertreter auszuüben. Wie konnte sich ein System von durchaus territoriale Eigeninteressen verfolgenden Vasallen zu einer staatlichen Berufsbükratie wandeln? Die Herausbildung der Geldwirtschaft, welche - bedingt durch die aus dem ungleichen Zugang zum Boden resultierende einsetzende Funktions- und Arbeitsteilung und die wirtschaftliche Macht der Städte - gleichzeitig vonstatten geht, ermöglicht die Stabilisierung der territorialen Herrschaft:

„[E]rst die Monetisierung der Gesellschaft [macht] stabile Zentralorgane möglich [...]: Die Geldzahlung hält alle darauf Angewiesenen in dauernder Abhängigkeit von der Zentrale. Nun erst können die zentrifugalen Tendenzen endgültig gebrochen werden.“⁴⁴

Gewalt- und Steuermonopol stützen sich also gegenseitig und erst ihr Zusammenspiel stabilisiert die Herrschaft einer Zentralgewalt über große Gebiete:

„Die finanziellen Mittel, die so zur Verfügung dieser Zentralgewalt zusammenströmen, halten das Gewaltmonopol aufrecht, das Gewaltmonopol hält das Abgabenmonopol aufrecht. [...] Es handelt sich um zwei Seiten der gleichen Monopolstellung.“⁴⁵

Letztendlich führt diese Entwicklung nicht zu einem Machtgewinn für die Person des Herrschers: Zwar wird er nun nicht mehr von Vasallen in offene Territorialstreitigkeiten verwickelt, aber die Erträge müssen nun eben in Geldform mit denen geteilt werden, die für die Aufrechterhaltung des Gewaltmonopols sorgen. Das bedeutet, dass noch immer um Macht und Ressourcen gekämpft wird, aber innerhalb des Rahmens und gemäß den Spielregeln, die eine gesellschaftliche Verflechtung mit einem Gewaltmonopol bietet.

Damit wandelt sich aber die Struktur der Beschränkungen und Gefahren, die sich den Individuen entgegenstellen. Befähigung zum Kampf verliert an Wichtigkeit, dafür wird es bedeutsamer, über wirtschaftlichen Erfolg und sozialen Status zu verfügen. Und da das Bürgertum durch die Etablierung der Geldwirtschaft gegenüber dem Adel an Gewicht gewinnt, kann der Herrscher nun, wie dies exemplarisch am französischen Absolutismus gesehen werden kann, diese beiden Gruppen gegeneinander ausspielen. Vor allem aber führen nun ganz andere Handlungsweisen zum gesellschaftlichen Erfolg als bisher, und dies sorgt dafür, dass sich eine neue psychische Struktur etabliert, die die Anforderungen

⁴⁴ PdZ II, 316

⁴⁵ Ebd., 151

der Situation – und diese bestehen vor allem in einer zunehmenden Kontrolle der Affekte - als Zwänge internalisiert:

„Die eigentümliche Stabilität der psychischen Selbstzwang-Apparatur, die als ein entscheidender Zug im Habitus jedes „zivilisierten“ Menschen hervortritt, steht mit der Ausbildung von Monopolinstituten der körperlichen Gewalttat und mit der wachsenden Stabilität der gesellschaftlichen Zentralorgane in engstem Zusammenhang.“⁴⁶

Erst diese bestimmte historische Konstellation, so Elias, erklärt die Formung des Verhaltens und vor allem ihre Veränderung über die von ihm beobachtete Zeitperiode, für die er im ersten Band des Zivilisationsbuches auch zahlreiche empirische Beispiele bringt. Die Menschen zügeln zusehends ihre Triebe und entwickeln Distanz gegenüber dem eigenen Körper und zueinander. Denn eine solche Formung der Psyche macht das Überleben im immer dichter werdenden Interdependenzgeflecht einfacher:

„ [...] desto mehr ist der einzelne in seiner sozialen Existenz bedroht, der spontanen Wallungen und Leidenschaften nachgibt; desto mehr ist derjenige gesellschaftlich im Vorteil, der seine Affekte zu dämpfen vermag, und desto stärker wird jeder Einzelne auch von klein an dazu gedrängt, die Wirkung seiner Handlungen oder die Wirkung der Handlungen von anderen über eine ganze Reihe von Kettengliedern hinweg zu bedenken.“⁴⁷

2.2.2 Der Habitus in der Praxistheorie Pierre Bourdieus

Bourdieu greift den Begriff des Habitus im Zuge seiner Beschäftigung mit dem Werk des Kunsthistorikers Erwin Panofsky auf, welcher damit ein Prinzip bezeichnet, das den Künstler, ohne dass dieser es merkt, mit dem Kollektiven seiner Zeit verbindet.⁴⁸ Auch bei Bourdieu ist – ebenso wie bei Elias - die Verwendung des Habitus-Konzepts eng mit seiner empirischen Forschung verknüpft, bei ihm hat sich das Konzept des Habitus aus den Ansprüchen der Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen heraus entwickelt.⁴⁹

Der Habitus soll die Brücke zwischen den Strukturen der menschlichen Umwelt und den Formen des Handelns des Subjekts bilden und daher werden Habitusformen (wie schon bei

⁴⁶ PdZ II, 331

⁴⁷ PdZ II, 332 – 333

⁴⁸ Vgl. Kraus/ Gebauer 2002, 23-24

⁴⁹ Schwingel 1995, 59 sowie König 2003, 105

Elias) als „Systeme dauerhafter Dispositionen“ verstanden, als „Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein“⁵⁰. Wie schon Elias sieht Bourdieu dabei die Gesellschaft aus Beziehungen sozialer AkteurInnen aufgebaut und, in klarer Abgrenzung zu Durkheim, nicht als eigenständig existierendes Seiendes.⁵¹ Mit dem Konzept des Habitus kann Bourdieu nun erklären, warum das Soziale trotzdem nicht lediglich das Ergebnis der Pläne der AkteurInnen ist, warum Gesellschaft sozusagen in den Individuen stattfindet.

2.2.2.1 Die praxeologische Erkenntnisweise

Dabei verortet Bourdieu selbst seine Theorie als eine Überbrückung der künstlichen Spaltung zwischen Subjektivismus und Objektivismus in den Sozialwissenschaften, welche er beide als zwar unentbehrliche, aber ungenügende Erkenntnisweisen ansieht⁵². In der „Theorie der Praxis“ unterscheidet Bourdieu drei Arten theoretischer Erkenntnis: Die phänomenologische oder subjektivistische Erkenntnisweise ist diejenige der im Alltag agierenden Subjekte. Sie begreift die soziale Welt als eine natürliche und selbstverständlich vorgegebene Welt und schließt die Frage nach der Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit, also nach den Bedingungen dafür, dass die Primärerfahrung uns so gewiss und selbstverständlich vorkommt, aus. Die objektivistische Erkenntnisweise – hiezu zählt Bourdieu vor allem die strukturalistischen Theorien von Ferdinand de Saussure, Claude Lévi-Strauss und Louis Althusser - hingegen stellt genau diese Frage, sie bricht mit der Primärerfahrung und erstellt die objektiven Beziehungen, die diese strukturieren. Sie entwirft dagegen Modelle objektiver, von Willen und Bewusstsein der Akteure unabhängiger Relationen. Die Primärerfahrungen der Subjekte sind für den Objektivismus „als bloß sekundäre, abgeleitete und daher vernachlässigbare Rationalisierungen oder Ideologien zu begreifen“⁵³. Praxis ist nur ein „negatives Nebenprodukt“, ein „Abfallprodukt seiner Konstruktion von Systemen objektiver Relationen“⁵⁴. Die praxeologische Erkenntnisweise hingegen behandelt nun die „dialektischen Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten Dispositionen, die diese zu

⁵⁰ TdP 165

⁵¹ Vgl. Papilloud 2003, 14

⁵² SoSi 49

⁵³ Schwingel 1995, 48

⁵⁴ TdP 157

aktualisieren und zu reproduzieren trachten“⁵⁵. Sie bezieht die Primärerfahrungen der Akteure, die in einem ersten Schritt ausgeklammert wurden, wieder ein. So geht es beispielsweise etwa nicht bloß darum, die Struktur einer Sprache zu erforschen, wie das durch Lévi-Strauss und im Anschluss an ihn geschah, sondern natürlich auch um das Sprechen, das der Sprache keineswegs bloß nachgeordnet ist, da es ein nicht zu ignorierendes praktisches Verhältnis der Subjekte zur Sprache gibt, welches in praktischen Zwecken, Produktions- und Zirkulationsbedingungen liegt. Das Wissen um eine Grammatik ist somit beileibe nicht die einzige Bedingung der Erzeugung von Sinn, also des Sprachgebrauchs.⁵⁶ Auch mit der Position des objektiven Beobachters muss, damit dies erkannt werden kann, nach Bourdieu gebrochen werden. Die wissenschaftliche, handlungsentlastete Sicht darf eben nicht so weit verabsolutiert werden, dass man letzten Endes glaubt, die Aussage über eine Regelmäßigkeit, mit der man eine Gesellschaft beschreibt, sei eine für das Handeln der Individuen zentrale Regel. Die Erkenntnisse der Wissenschaft können dabei nie die Perspektiven der Praxis ganz in sich aufnehmen und folglich eine Metaperspektive zu diesen einnehmen, sondern es geht vielmehr darum, „eine wissenschaftliche Erkenntnis der praktischen Erkenntnisweise und der Grenzen hervorzubringen, welche der wissenschaftlichen Erkenntnis dadurch gezogen sind, daß sie auf einem Privileg beruht“.⁵⁷ Die wissenschaftliche Erkenntnisform kann keine unmittelbare Praxisrelevanz beanspruchen.

2.2.2.2 *Habitus und ‚praktischer Sinn‘*

Die Praxisformen der Individuen sind also nicht durch die explizit gesetzten Ziele eines Plans determiniert, sondern durch die vergangenen Bedingungen der Produktion ihres Erzeugungsprinzips. Dies bedingt wiederum, dass die Praxisformen stets die Bedingungen ihrer Produktion reproduzieren. Insofern kommt es bei der Interaktion zweier Individuen oder Gruppen mit gleichem Habitus zu einer Situation, die mitunter den Anschein erweckt, als hätte jede Aktion zum Ziel, die spätere Reaktion auf die Reaktion des Gegenübers zu ermöglichen. Bourdieu führt als Beispiel eine hohe Korrelation zwischen den objektiven Wahrscheinlichkeiten der Akteure (etwa des Zugangs zu höherer Bildung) und den

⁵⁵ TdP 147

⁵⁶ SoSi 58-61 Vor allem in seinen Auffassungen über die Sprache ist auch der starke Einfluss des späten Wittgenstein auf Bourdieu erkennbar. Vgl. dazu auch: Bourdieu 1992b, 28

⁵⁷ SoSi 55

subjektiven Zielen an. Diese Korrelation könnte als Handeln nach rationalem Kalkül betrachtet werden, eben dahingehend, dass jemand, der sehr genau sieht, dass das Bildungssystem für ihn nicht sehr durchlässig ist und daher weder Zeit noch Ressourcen in höhere Bildung investieren will.⁵⁸ Doch handelt es sich keinesfalls um bewusste Strategien, sondern um die Effekte der Einprägung des Habitus. Vor alle spiel- und wahrscheinlichkeitstheoretischen Modelle, die durchaus fähig sind, für gewöhnlich anzugeben, welche Handlungen die Einzelnen wählen, wurde also sozusagen vergessen, ein „*alles geschieht, als ob...*“ zu schreiben, was die Motivationen der Einzelnen betrifft.

Das Verhalten der AkteurInnen ist dann, so Bourdieu in der „Theorie der Praxis“, Ergebnis einer dialektischen Beziehung zwischen einer Situation und dem Habitus, „der, alle vergangenen Erfahrungen integrierend, wie eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix funktioniert“⁵⁹. Auch im „Sozialen Sinn“ teilt Bourdieu die Wirkungsweise des Habitus in diese drei Ebenen ein, hier heißt es, der Habitus „gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen“⁶⁰. Die Schemata werden analogisch übertragen und durch die Resultate der Problemlösungen immer wieder korrigiert.

Schwingel bemerkt dazu, im Vollzug der Praxis seien Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata selbstverständlich unauflöslich miteinander verbunden.⁶¹ Der Habitus ist ein erworbenes System von Erzeugungsschemata, und mit ihm „können [...] alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, und nur diese, frei hervorgebracht werden, die innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen seiner eigenen Hervorbringung liegen.“⁶² Der Habitus bietet eine bedingte und konditionierte Freiheit. Er ist eine Fähigkeit zur Erzeugung, die unendliche Erzeugnisse wie Gedanken, Wahrnehmungen, Äußerungen und Handlungen hervorzubringen gestattet, aber von vornherein eben in bestimmten Grenzen und Einschränkungen. Dabei ist es wichtig, die Praktiken der Menschen einerseits zu den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie angewandt

⁵⁸ Vgl. TdP 166

⁵⁹ TdP 169

⁶⁰ SoSi 101

⁶¹ Schwingel 1995, 62

⁶² SoSi 102

werden, und andererseits zu denen, unter denen der Habitus, der sie erzeugt hat, selber erzeugt wurde, in Beziehung zu setzen.⁶³

Der Habitus ist, indem er die Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata für das Individuum bereithält, Grundlage für den praktischen Sinn.⁶⁴ Der praktische Sinn ist die „gesellschaftliche Notwendigkeit“, die sich in motorische Schemata und automatische Körperreaktionen verwandelt hat, und sorgt dafür, dass die Praktiken der einzelnen auch über das, was von den Subjekten an ihnen erkannt wird, hinaus sinnvoll sind.⁶⁵

Besonders wichtig beim Verständnis der Logik der Praxis ist, den Zeitbegriff des Handelns von dem der Wissenschaft zu trennen. Die Praxis läuft selbstverständlich in der Zeit ab und

„[...] weist alle entsprechenden Merkmale auf, wie z.B. Unumkehrbarkeit, die durch Synchronisierung beseitigt wird; ihre zeitliche Struktur, d.h. ihr Rhythmus, ihr Tempo und vor allem ihre Richtung, ist für sie sinnbildend, wie bei der Musik nimmt jede Manipulierung dieser Struktur, und sei es bloß eine Veränderung der Tempi in Richtung auf Allegro oder Andante, eine Entstrukturierung an ihr vor...“⁶⁶

Die wesentliche Eigenschaft der Praxis ist für Bourdieu dabei die Dringlichkeit. Das praktische Schema, dessen sich der Krieger in der Schlacht oder der Fußballspieler bedienen, ist viel automatischer und weniger bewusst als das Modell, das der Wissenschaftler im Nachhinein aufstellt. Der Akteur lässt sich auf das Künftige ein, ist im Künftigen präsent, wird aber dafür vom Spiel sozusagen in Beschlag genommen, denn nur das Verhaftet-Sein erlaubt ein kontinuierliches Zeit-Erleben, und andererseits kann sich nur dem teilnahmslosen Beobachter die Absurdität einer reinen Gegenwart, also ein diskontinuierliches Zeit-Erleben bieten.⁶⁷ Der engagierte Betrachter dagegen ist immer schon auf die Zukunft gerichtet. Bourdieu verweist hier zur Illustration auch auf den Schlagabtausch, den George H. Mead skizziert, um die Entwicklung von Sprache und Bewusstsein als soziale Phänomene über die Zwischenstufe der Geste zu illustrieren. Bourdieu sieht sich hier in einer Linie mit Mead, denn auch bei dessen Theorie geht es ja

⁶³ TdP 170, 171 und SoSi 104, 105

⁶⁴ Beachte dazu auch den Originaltitel von Sozialer Sinn: „Le sens pratique“ bzw. die Übersetzungen des Titels in andere Sprachen (z.B. Englisch: The Logic of Practice)

⁶⁵ SoSi 127

⁶⁶ SoSi 149

⁶⁷ Vgl. SoSi 150

um „Hinweise, die im Entstehungszustand erfasst werden müssen“⁶⁸ und „Tauschvorgänge [...], bei denen man für jeden hermeneutischen Fehler augenblicklich büßen muß“⁶⁹.

Da die praktische Logik äußerst verschiedene Phänomene miteinander verknüpft wie im Falle der Kabylen etwa das Quellen der Getreidekörner im Kochtopf, den sich rundenden Leib der Schwangeren und das Keimen des Weizens im Wasser, mag man sie als metaphorisch oder analogisch ansehen, aber das ist sie nach Bourdieu im Grunde nicht. Vielmehr ist sie eine Logik ohne Begriffe, bestehend aus praktischen Handgriffen und Körperbewegungen, vermittelt durch einverlebte aber nicht bewusste Schemata, und die analogische Beschreibung stellt eben die einzige Möglichkeit dar, diese Logik überhaupt in Worte zu fassen.⁷⁰

Die praktische Logik scheint bei Bourdieu auf den ersten Blick den Standards der wissenschaftlichen Logik nicht gewachsen zu sein.⁷¹ Bourdieu spricht von einer „Logik des Ungefähren und der Verschwommenheit, [...], von Produkten, „deren Schlüssigkeit aber näherungsweise und verschwommen ist und der Überprüfung durch die logische Kritik nicht standhält“⁷², aber andererseits ist es ob ihres nicht-sprachlichen Charakters „nicht leicht, über die Praxis anders als negativ zu reden“⁷³. Andererseits muss man aber der Praxis ihre andersartige Logik zuerkennen, denn diese verfügt über „gewisse Eigenschaften [...], die sich definitionsgemäß einer theoretischen Erfassung entziehen“⁷⁴.

Den Ersterfahrungen kommt in der Habitusbildung eine privilegierte Stellung zu, jede neue Erfahrung wird von einem bereits aus den Ersterfahrungen gebildeten Dispositionssystem aufgenommen. Konkret werden neue Erfahrungen so verarbeitet, dass „der Habitus seine eigene Konstanz und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft, indem er z.B. Informationen [...] verwirft [...] und vor allem jedes Konfrontiertwerden mit derlei Informationen hintertreibt“⁷⁵. Diese Ausführungen sind nichts anderes als eine Konkretisierung der These der organischen und nicht mechanischen Natur des Habitus: Der Habitus bewirkt also, dass

⁶⁸ SoSi 148

⁶⁹ SoSi 147

⁷⁰ TdP 259, SoSi 167/168

⁷¹ SoSi 157

⁷² SoSi 159

⁷³ SoSi 147

⁷⁴ SoSi 157 Was damit genauer gemeint ist, soll im nächsten Abschnitt dieses Kapitels deutlich gemacht werden.

⁷⁵ SoSi 113,114

sich das Individuum unbewusst ein Milieu sucht beziehungsweise schafft, dem der eigene Habitus so weit wie möglich angepasst ist. Bourdieu nennt als Beispiele die „empirisch belegte Tatsache, dass man über Politik am liebsten mit Leuten diskutiert, die ohnehin gleicher Meinung sind“ oder das Fernhalten der eigenen Kinder vor schlechtem Umgang.⁷⁶

2.2.2.3 ‚Feld‘ und ‚Kapital‘

Der Habitus ist allerdings nicht die einzige Manifestationsweise der gesellschaftlichen Strukturen. Vielmehr gibt es nach Bourdieu zwei Objektivierungen der Geschichte, „die Objektivierung in den Leibern und die Objektivierung in den Institutionen“⁷⁷. Komplementär zu den internen Habitusstrukturen existieren die externen, objektiven Strukturen, die Strukturen der sozialen Felder. Beim Begriff des Feldes, den Bourdieu vor allem in seinen Untersuchungen über den Literaturbetrieb Frankreichs ausgearbeitet hat⁷⁸, handelt es sich letztendlich um eine „willkürliche und künstliche soziale Konstruktion“, der in der Gesellschaft Selbständigkeit durch strikte Begrenztheit und explizite und spezifische Regeln zukommt.⁷⁹ Schwingel nennt das Feld folgerichtig die „Konzeptualisierung des Dingcharakters sozialer Verhältnisse“⁸⁰. Das Feld ist also nichts anderes als die objektiven Bedingungen, denen sich die Akteure gegenübersehen und die offenbar weniger ein gesellschaftliches Gesamtsystem als eine Mehrzahl relativ autonomer kleinerer Einheiten bilden. Was sich im Feld abspielt, so Bourdieu,

„[...] ist nur zu verstehen, wenn man jeden Akteur und jede Institution in ihren objektiven Relationen zu allen anderen bestimmt. Diese spezifischen Kräfteverhältnisse sowie die Kämpfe um ihren Erhalt oder ihre Veränderung bilden den Entstehungshorizont für die Strategien der Produzenten [...]“⁸¹

Das theoretische Kriterium, mittels dessen die verschiedenen Felder unterschieden werden können, stellen die verschiedenen Kapitalformen dar.⁸² Bourdieu unterscheidet in „Die verborgenen Mechanismen der Macht“⁸³ grundsätzlich drei Kapitalarten: Das

⁷⁶ SoSi 114

⁷⁷ SoSi 106

⁷⁸ Vgl. Kraus/Gebauer 2002, 53

⁷⁹ SoSi 123

⁸⁰ Schwingel 1995, 76

⁸¹ Bourdieu 1998b, 62

⁸² Vgl. dazu und zur sich daraus ergebenden wechselseitigen Definition von ‚Feld‘ und ‚Kapital‘: Schwingel 1995, 85

⁸³ Vgl. im folgenden: Bourdieu 2005, 52 ff.

ökonomische Kapital ist materieller Reichtum, es ist direkt in Geld umtauschbar und institutionalisierbar in Form von Eigentumsrechten. Kulturelles Kapital hingegen – ein Konzept, das sich Bourdieu bei der Untersuchung der Ungleichheit von Schulleistungen von Kindern aus verschiedenen sozialen Klassen angeboten hat⁸⁴ - lässt sich nicht auf die Logik des materiellen Kapitals rückführen und kann in inkorporiertem, objektiviertem und in institutionalisiertem Zustand gegeben sein. Kulturelles Kapital in inkorporiertem Zustand bedeutet kulturelle Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man, nicht nur durch Bildung im schulischen und akademischen Sinn, erwerben kann. Es ist körpergebunden und muss persönlich durch Verinnerlichung angeeignet werden und ist daher nicht so einfach wie ökonomisches Kapital akkumulierbar, kann nicht kurzfristig weitergegeben werden. Vielmehr ist es „ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden.“⁸⁵ Kulturelles Kapital im objektivierten Zustand liegt in Form von Büchern, Gemälden, Kunstwerken, Maschinen usw. vor. In seiner institutionalisierten Form ist kulturelles Kapital schließlich in Form von Bildungstiteln existent. Dadurch, dass das institutionalisierte kulturelle Kapital die Zulassung zu Berufen und somit zum Gelderwerb regelt, ist sogar ein Wechselkurs ermittelbar, zu dem ökonomisches in kulturelles Kapital umwandelbar ist und umgekehrt.⁸⁶ Das soziale Kapital schließlich besteht in einem Netz von Beziehungen des gegenseitigen Kennens oder Anerkennens beziehungsweise in Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen. Dabei können diese Beziehungen mehr oder weniger institutionalisiert sein, wobei die Institutionalisierung z.B. durch die Übernahme eines gemeinsamen Namens, der Zugehörigkeit z.B. zu einer Familie, einer Klasse, einem Stamm, einer Schule oder einer Partei signalisiert, geschieht.⁸⁷ Die Reproduktion des Sozialkapitals geschieht durch eine kontinuierliche Beziehungsarbeit in Form von Austauschakten zum Zwecke der permanenten Bestätigung der gegenseitigen Anerkennung.⁸⁸

Quer zu dieser Unterscheidung liegt sozusagen das symbolische Kapital: Hier geht es um als legitim anerkanntes Kapital jedweder Form, also um das, was auch als Prestige oder Renommee bezeichnet wird.⁸⁹ Somit fällt das soziale Kapital gänzlich unter die Kategorie

⁸⁴ Bourdieu 2005, 53

⁸⁵ Bourdieu 2005, 56

⁸⁶ Vgl. Bourdieu 2005, 62

⁸⁷ Bourdieu 2005, 63

⁸⁸ Vgl. Bourdieu 2005, 67

⁸⁹ Schwingel 1995, 92

des symbolischen Kapitals, weil es per se durch Anerkennung funktioniert, genauso wie das institutionalisierte, also in Form von Titeln existierende kulturelle Kapital. Andere Beispiele für symbolisches Kapital sind etwa Statussymbole und Distinktionsmerkmale sowie etwa das Kapital an Ehre, über das einzelne oder Familien wie von Bourdieu in der „Theorie der Praxis“ beschrieben, etwa in der kabyliischen Gesellschaft verfügen.

Die Struktur des Feldes ist also im Grunde die Ausgestaltung der Kapitalverteilung.⁹⁰ Ein Feld ist dabei insofern im andauernden Wandel begriffen, als sich die Kapitalverteilung und auch die feldspezifischen Regeln im Laufe der Zeit ändern. Das Verhalten der AkteurInnen, ist, obwohl von Bourdieu auch ‚Strategie‘ genannt, allerdings nur in Ausnahmefällen bewusstes Handeln nach rationalem Kalkül, sondern in den allermeisten Situationen Produkt des schon dargelegten praktischen Sinnes.⁹¹

Habitus und Feld sind also als in einem Komplementärverhältnis befindlich zu verstehen⁹², die objektiven Feldstrukturen werden erst in Form der dauerhaften und angepassten Dispositionen des Habitus reproduziert und wirken wiederum auf diese ein. Produkt dieser Strukturreproduktion ist das Nähe- und Vertrauensverhältnis der Subjekte zur Welt:

„[...] ermöglicht eben der Habitus [...] Institutionen zu bewohnen (habiter), sie sich praktisch anzueignen und sie damit in Funktion, am Leben, in Kraft zu halten, sie ständig dem Zustand des toten Buchstabens, der toten Sprache zu entreißen, den Sinn, der sich in ihnen niedergeschlagen hat, wieder aufleben zu lassen, wobei er ihnen allerdings die Korrekturen und Wandlungen aufzwingt, die Kehrseite und Voraussetzung dieser Reaktivierung.“⁹³

Wie aber geht nun die Einverleibung der Strukturen, die Einschreibung „der Gesellschaft“ in das Individuum vonstatten und was macht Bourdieu so sicher, dass hinter den Erscheinungen des sozialen Lebens ein solches nur anhand seiner Konkretionen aufweisbares generierendes Verhaltensprinzip steckt und nicht etwa der freie Wille rationaler AkteurInnen? Hier gelangen wir zur zentralen Rolle des Körpers in der Habitus-Theorie.

⁹⁰ Schwingel 1995, 96

⁹¹ Vgl. Bourdieu 1992b, 83

⁹² Schwingel 1995, 77

⁹³ SoSi 107

2.2.3 *Habitus und Körper - Der Mensch als leiblich in der Welt verankertes Wesen*

Schon von Beginn seines Schaffens an betont Bourdieu die zentrale Rolle des Körpers im Verhalten der AkteurInnen und für Gugutzer ist Bourdieus Habituskonzept einer der „Meilensteine in der Entwicklung der Soziologie des Körpers“⁹⁴. Bourdieu unterstreicht schon in der in Frankreich bereits 1972 erschienenen „Theorie der Praxis“, einem seiner frühesten Werke, die Rolle des Leibes als Speicher von Erfahrungen: „*Pars totalis*, ist jede Körpertechnik dazu prädisponiert, entsprechend dem Paralogismus des *pars pro toto* zu fungieren, also das gesamte System, dessen Teil sie bildet, zu evozieren [...]“⁹⁵ Zentral dabei ist, dass die Reproduktion der habituellen Verhaltensweisen eine praktische Reaktivierung ist, die zum großen Teil außerhalb von Bewusstsein und Äußerung, beziehungsweise, wie weiter unten noch ausgeführt werden wird, vom Bewusstsein nie ganz eingeholt werden kann. Bourdieu spricht vom System der körperlichen Dispositionen auch als ‚Hexis‘.⁹⁶

Dieser Speicher ist als ein prä-verbaler zu verstehen, der Leib nimmt sozusagen Ähnlichkeiten zu vergangenen Situationen wahr und reagiert darauf. Die Induktionsschlüsse des Alltags geschehen also primär durch ein Einwirken auf „verbal-motorische Zentren“⁹⁷ Für die Gedanken gilt daher, dass sie

„ [...] schon dadurch abgerufen werden können, dass der Leib wieder in eine Gesamthaltung gebracht wird, welche die mit dieser Haltung assoziierten Gefühle und Gedanken heraufbeschwören kann, also in einen jener Induktorzustände des Leibs, der Gemütszustände herbeiführen kann, wie Schauspielern bekannt ist.“⁹⁸

Erst relativ spät hat Bourdieu diese seine Gedanken über die Einverleibung der menschlichen Umwelt in eine systematischere Form gebracht, nämlich in den in Frankreich 1997 erschienenen „Meditationen“, auf die ich mich im folgenden beziehe: Der Körper darf nicht als bloß äußerer Gegenstand aufgefasst werden, der sozusagen lediglich das Geschäft der Anatomie ist. Er garantiert gleichzeitig, dass ich als Subjekt, dass mich

⁹⁴ Gugutzer 2004, 45

⁹⁵ TdP 200, vgl. auch SoSi 128

⁹⁶ Vgl. SoSi 129.

⁹⁷ SoSi 128

⁹⁸ SoSi 127, 128, vgl. auch Med 185

die Welt immerzu umfängt, und dieses „materielle Eingeschlossensein“⁹⁹ führt unweigerlich zu einer praktischen Erkenntnis und Beherrschung des mich umgebenden Raumes. Es ist eine im Wesentlichen affektive Erfahrung der Welt, von der Bourdieu hier spricht, eine, die durch den Körper als einen „von innen als Öffnung, Drang, Spannung oder Begehren und auch als leistungsfähig, vertraut, innig verwandt erfahrenen“¹⁰⁰, als mein Medium zur Welt geschieht. Indiz für diese affektive Welterfahrung des Körpers ist auch die in vielerlei Gesellschaften existierende Korrespondenz zwischen der Sprache des Ausdrucks von Emotionen und Äußerungen über somatische Zustände.¹⁰¹ Im Habitus wird die Außenwelt dem Inneren des Menschen also einverleibt, allerdings nicht kausalmechanisch, sondern „nach der spezifischen Logik der Organismen“¹⁰².

Diese Beziehung zur Welt ist eine, in der diese Welt nicht als Gegenstand für ein Wahrnehmungssubjekt wahrgenommen wird, Grundlage des praktischen Begreifens ist vielmehr – noch vor dieser Vergegenständlichung - ein praktischer Gewohnheitssinn, der durch Bindung, Spannung und Aufmerksamkeit die Welt erst konstruiert und gleichzeitig aktiv in sie eingreift.¹⁰³ Je nachdem, wie stark der Körper in die Beziehung zur Welt eingebracht wird, sind auch Aufmerksamkeit und Interesse stärker oder schwächer, was sich sogar in der Dauer und der Intensität von messbaren körperlichen Veränderungen zeigt.¹⁰⁴

Elias betont, dass es erst einer historischen Entwicklung bedurfte, ehe der Akt, die Tätigkeit des Denkens als „Verstand“, „Vernunft“ oder „Geist“ vorgestellt und mit irreführenden räumlichen und gegenständlichen Analogien beschrieben wurde, eine Entwicklung, die er letzten Endes als Verdinglichung qualifiziert¹⁰⁵:

⁹⁹ Med 167

¹⁰⁰ Med 171

¹⁰¹ TdP 194

¹⁰² SoSi 102

¹⁰³ Med 182

¹⁰⁴ Med 180

¹⁰⁵ GdI 148-149, 158 und 137

„Die beiden Aspekte der Doppelrolle, die Menschen in bezug auf sich selbst und die weite Welt haben, als sich selbst Wissende und on sich selbst Gewußte, als sich selbst und andere Erlebende und von sich und anderen Erlebte, als sich in der Betrachtung von der Welt Loslösende und als unlöslich in das Weltgeschehen Verwobene, wurden im Denk- und Sprachgebrauch derart hypostasiert, daß sie sich sozusagen als verschiedene Gegenstände darstellten, zum Beispiel als ‚Körper‘ und ‚Geist‘, von denen der eine gleichsam im Inneren des anderen hauste wie der Kern in der Pflaume. Die Tendenz, sich Funktionen als Substanzen vorzustellen, ging in der Tat so weit, dass man ihre Beziehung als eine räumliche Beziehung erlebte.“¹⁰⁶

Bedingt ist eine solche Sichtweise auf den Menschen nach Elias aber durch eine Form des Sozialisationsprozesses, die den Menschen auf ein bis dato unbekanntes Ausmaß an Zurückhaltung im Handeln, auf vorheriges Denken und Beobachten, konditioniert.¹⁰⁷ So kam es erst zur Idee eines Menschen, der nicht mehr mit der Welt und seinem Körper verwoben war, stattdessen nahm man

„ [...] eine Wesenheit innerhalb des Menschen, die von allem, was außerhalb seiner vor sich ging, gewissermaßen durch die Mauern seines körperlichen Gehäuses abgeschlossen war und die von dem, was außerhalb geschah, nur durch die Fenster des Körpers, durch die Sinnesorgane Mitteilung erhielt.“¹⁰⁸

Der Körper wird also zunehmend als Ding gesehen, dessen man sich bemächtigen kann, und mit dem man zwar beobachten kann, aber man ist in der Beobachterrolle losgelöst und unabhängig von seiner Umwelt, das eigene Innere, das „eigentliche ‚Selbst‘“¹⁰⁹ bleibt abgetrennt von dem, was außen vor sich geht. Elias nennt dieses Bild vom Menschen die ‚Parabel von den denkenden Statuen‘:

„Die Statuen sehen die Welt und bilden sich Vorstellungen von der Welt. Aber es ist ihnen versagt, ihre Glieder zu rühren. Sie sind aus Marmor. Ihre Augen nehmen wahr; und sie können sich Gedanken machen [...]. Aber sie können nicht hingehen. [...] Sie sehen von außen in eine Welt hinein oder von innen in eine Welt hinaus – wie immer man es ausdrücken will -, von der sie getrennt bleiben.“¹¹⁰

Bei beiden Autoren, Bourdieu und Elias, soll nun, wie bereits ersichtlich geworden sein sollte, der Habitus die tatsächlich existierende, jedoch in ihrer konkreten Ausgestaltung historisch kontingente Verwobenheit des Individuums mit seiner Umwelt

¹⁰⁶ GdI 148-149

¹⁰⁷ GdI 148 und 159

¹⁰⁸ Ebd. 150

¹⁰⁹ Ebd. 159

¹¹⁰ Ebd. 162-163

veranschaulichen. Diese Verwobenheit ist also ein körperliches Erfassen der und Bezugnehmen auf die Umwelt, das beeinflusst und geprägt ist durch gesellschaftliche Verhältnisse. Elias' Theorie zeigt dabei die Prägungen des Körpers und davon untrennbar des Habitus durch den Fortgang des Zivilisationsprozesses in ihrer historischen Variabilität auf, verfasst aber mit diesem Unterfangen gleichzeitig nur eine implizite Theorie des Körpers.¹¹¹ Das Gleiche, nämlich, dass eine Leibtheorie im Grunde nur rudimentär vorhanden ist, gilt im Grunde – vielleicht in Ansätzen mit Ausnahme der eben dargestellten Passagen in den „Meditationen“ – auch für Bourdieu, auch wenn er, und dies gilt jetzt nicht nur für seine Konzeption des Leibes, auf die theoretischen Strömungen, die seinen „konstruktivistischen Strukturalismus“¹¹² inspirieren, in ungewöhnlich ausführlicher Weise durch Zitate verweist.¹¹³ Insofern ist Wagner nur zuzustimmen, wenn er konstatiert:

„An dieser objektiven, nicht-subjektiven Rationalität interessiert Bourdieu einzig die materiale, nicht jedoch die konstitutionslogische Genese. [...] es wird auch nicht ersichtlich, was an objektiver Rationalität überhaupt der Reflexion zugänglich und in subjektive Rationalität überführbar ist.“¹¹⁴

Um nun diese körperliche Natur des Habitus noch deutlicher zu machen, erscheint es mir notwendig, mich im Folgenden auf Ergebnisse der Leib-Phänomenologie, insbesondere das Werk von Maurice Merleau-Ponty sowie des wohl wichtigsten und stark von Merleau-Ponty beeinflussten Vertreters der Phänomenologie im deutschen Sprachraum, Bernhard Waldenfels, zu beziehen. Die Phänomenologie Merleau-Pontys übte auf Bourdieu – auch stark bedingt durch dessen akademische Sozialisation – gemäß dessen eigenem Bekunden¹¹⁵ großen Einfluss aus, und insbesondere für eine Beschäftigung mit Bourdieu, in der die Konzeption des Habitus im Zentrum steht, kann eine Annäherung an Merleau-Ponty nur gewinnbringend sein.¹¹⁶

¹¹¹ Vgl. Shilling 1993, 150

¹¹² Bourdieu 1992b, 135; Bourdieu/Wacquant 1996, 29

¹¹³ Hier seien neben dem Textauszüge anderer Theoretiker beinhaltenden ‚Soziologie als Beruf‘ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991) vor allem die ‚Meditationen‘ (Bourdieu 2001) genannt.

¹¹⁴ Wagner 1993, 333-334. Lediglich das Sprechen von einer subjektiven Rationalität, die dann von einer korrespondierenden Irrationalität streng geschieden werden kann, mag, wie aus Elias' Ausführungen über den verdinglichten Charakter der ‚Vernunft‘ schon erahnbar sein mag, vor allem aber im Laufe dieses Kapitels noch verständlicher werden wird, irreführend sein.

¹¹⁵ Vgl. etwa Bourdieu 1992b, 19 sowie 29 oder Med 53 sowie 183

¹¹⁶ So meint etwa Loïc Wacquant, Merleau-Pontys Konzeption des *corps propre* gebe über die Neuformulierung des alten aristotelischen Begriffs des Habitus bei Bourdieu Aufschluss. Vgl. Wacquant 2003, 110

Für Merleau-Pontys Phänomenologie ist dabei kennzeichnend, dass er, obwohl durchaus auch auf Ergebnissen Husserls aufbauend, nicht um eine Analyse von Bewusstseinszuständen per se bemüht ist, sondern die allen anderen Phänomenen zugrundeliegende Einheit von Bewusstsein und Welt nachweisen will.¹¹⁷ Merleau-Ponty stellt das handelnde, praktisch mit seiner Welt umgehende Subjekt in dem Mittelpunkt seiner Untersuchungen.¹¹⁸ Insbesondere betont er dabei den Leib als die unhintergehbare Art und Weise des Menschen, sich in der Welt zu befinden.¹¹⁹ Dabei wird der empfindende, lebendige Körper durch die Wahl des Begriffs „Leib“ (bzw. im französischen Original „*corps propre*“ oder „*corps phénoménal*“) vom objektivierbaren, gegenständlichen „Körper“ (im Original „*corps objectif*“ oder „*corps physical*“) abgegrenzt.¹²⁰ Der Leib ist der nicht weiter reduzierbare Zugang zur Welt, dem der Mensch nicht entgehen kann und bedingt gleichzeitig die Perspektivität unserer Wahrnehmung. Dadurch ist er als Medium unseres Weltbezugs aber auch selbst immer nur unvollständig und perspektivisch wahrnehmbar, ich kann mich beispielsweise selbst auch mithilfe moderner Technologien nie „ganz“ sehen oder ertasten, weil ich gleichzeitig auch immer das sehende oder tastende Subjekt bin.

2.2.3.1. Gestalt- und Verweisungscharakter der Wahrnehmung

Merleau-Ponty greift unter anderem auf Ergebnisse der Gestaltpsychologie¹²¹ zurück und so darf schon eine Empfindung nach ihm keinesfalls als undifferenzierter punktueller Anstoß begriffen werden, sondern vielmehr schon auf Verhältnisse bezogen. Schon wenn wir etwa das einfache Beispiel eines weißen Flecks auf homogenem Untergrund betrachten, nehmen wir sämtliche Punkte des Flecks als zusammen eine Figur bildend wahr, der Fleck scheint auf den Untergrund aufgelegt ohne ihn zu unterbrechen. Figur und Hintergrund werden nicht als Ganzes empfunden.

¹¹⁷ Vgl. Stoller 1995, 37

¹¹⁸ Vgl. Stoller 1995, 49

¹¹⁹ Merleau-Ponty nennt die unvermeidbare konstante Anwesenheit des Leibes auch eine „Ständigkeit eigener Art“: „Er ist nicht Limes einer offen endlosen Erkundung, er entzieht sich vielmehr jeder Durchforschung und stellt sich mir stets unter demselben ‚Blickwinkel‘ dar. Seine Ständigkeit ist keine solche der Welt, sondern Ständigkeit meinerseits.“ (PhdW 115)

¹²⁰ Stoller 1995, 54

¹²¹ Auch Elias und Bourdieu verwenden beide die Ergebnisse der Gestalttheorie zur Untermauerung der eigenen Position: Elias etwa in seinem „Methodenwerk“ „Die Gesellschaft der Individuen“ (Elias 2001, 22-23), Bourdieu etwa in Med 185.

Jeder Punkt der Figur kann nun als einzelner wiederum nur als Figur auf einem Untergrund wahrgenommen werden, die Gegebenheitsweise „Figur auf einem Hintergrund“ ist somit das Einfachste, was uns sinnlich gegeben zu sein vermag. Stets liegt das Etwas der Wahrnehmung im Umkreis von Anderem, ist es Teil eines „Feldes“. Eine isolierte Wahrnehmungsgegebenheit, reine Impression ist unmöglich. Merleau-Ponty spricht vom „Welt-Vorurteil“¹²², dem zufolge der Weltausschnitt, den wir auf der Netzhaut wahrnehmen, als scharf umgrenztes Weltsegment gedacht wird, außen umgeben von einer dunklen Zone, innen lückenlos erfüllt von Qualitäten mit Größenverhältnissen von gleicher Bestimmtheit wie die auf der Netzhaut. Jedoch ist in Wirklichkeit die das Gesichtsfeld umgebende Region in „unbestimmter Sicht“ stehend. Optische Täuschungen wie etwa die Müller-Lyersche Täuschung¹²³ zeigen uns, dass uns die Gegenstände vielmehr immer schon in ihrem Zusammenhang begegnen.¹²⁴

Die von Merleau-Ponty heftig kritisierte sogenannte Konstanzhypothese geht von einer punktuellen Entsprechung und konstanten Verknüpfung zwischen Reiz und elementarer Wahrnehmung aus, während in Wirklichkeit die Erfassung einer Qualität gebunden ist an einen komplexen Wahrnehmungskontext. Es ist beobachtbar, dass etwa ein Ton bei zu großer Stärke an Höhe verliert, gleiche Figuren durch Hilfslinien ungleich erscheinen (das ist der Fall der schon erwähnten optischen Täuschungen) oder dass es beispielsweise ein Zusammenspiel von sensorischem und motorischem System gibt, um Verletzungen auszugleichen. Außerdem konnten medizinische Untersuchungen feststellen, dass es bei Verletzungen nicht nur zu qualitativen Ausfällen kommt, sondern auch zu solchen der „gestaltlichen Entdifferenzierung und Primitivierung“¹²⁵.

Mit den Ergebnissen der Gestaltpsychologie kann somit festgehalten werden, dass äußere Bedingungen des Sinnesfeldes dieses keineswegs Stück für Stück bestimmen, sondern lediglich zur Ermöglichung einer eigenständigen Organisation beitragen. Die Erfahrung vermittelt uns also schon Bedeutungszusammenhänge. Für die Wahrnehmung sind eine isolierte Linie sowie dieselbe Linie in einem Gestaltzusammenhang schlicht und einfach nicht „dasselbe“. Das Wahrgenommene beschließt „Lücken“, die keineswegs „unwahrgenommen sind“, wenn zum Beispiel ein Kristall als regelmäßiger Körper

¹²² PhdW 23

¹²³ Vgl. dazu auch LS 52

¹²⁴ PhdW 123

¹²⁵ Ebd. 28

aufgefasst wird, ohne dass die Grenzflächen explizit gezählt werden, oder mir ein Gesicht vertraut ist, obwohl ich zum Beispiel die Farbe der Augen nicht explizit wahrgenommen habe.¹²⁶

Die Empfindungen und Bilder treten nicht zuerst rein und bar jeder Interpretation auf, sondern immer schon in einem „Sinnhorizont“¹²⁷. Es konstruieren also nicht Assoziationen aus den atomaren Wahrnehmungsdaten die Einheit eines Wahrnehmungsdinges, sondern eine solche Einheit ist ob des Horizontcharakters der Wahrnehmung als Bedingung aller möglichen Assoziation allen sie verifizierenden und bestimmenden Interpretationen vorgängig.

Merleau-Ponty versucht dies am Beispiel eines Spazierganges am Meer zu verdeutlichen:

„Ich gehe am Strand auf ein am Ufer gestrandetes Schiff zu, der Schornstein oder Mast des Schiffes verfließt mit den Zweigen und Stämmen eines Gehölzes am Rande der Dünen; plötzlich aber verbindet er sich aufs deutlichste mit dem Schiff und verwächst mit ihm zu einem Ganzen. Während ich mich näherte, wurde ich der Ähnlichkeits- und Nähebeziehungen nicht gewahr, die schließlich ein zusammenhängendes Bild der Aufbauten des Schiffes ergeben hätten. Ich fühlte nur, dass der Anblick der Dinge plötzlich sich wandeln würde, die Spannung auf etwas, das bevorstand, sich anzeigend wie ein Gewitter in den Wolken. Und plötzlich wandelte sich denn auch die Sicht, meine unbestimmten Erwartungen rechtfertigend.“¹²⁸

Auch wenn sich der Betrachter im Nachhinein denkt, wie er das übersehen konnte, so waren diese „Gründe richtiger Wahrnehmung“ der „richtigen Wahrnehmung selbst zuvor nicht als Gründe gegeben.“¹²⁹ Vielmehr haben wir das Vorgefühl einer bevorstehenden Gegenstandsbildung, diese gibt mit einem Schlag die Antwort auf zuvor ob des Horizontcharakters der Wahrnehmung nur latente Fragen, die sich nur als Gefühl unbestimmter Unruhe bemerkbar machen.

Wenn alle Gegenstände dem Bewusstsein von vornherein gegeben sind, bleibt unbeantwortet, warum überhaupt ein Gegenstand Aufmerksamkeit erregt. Das Aufmerken besteht eben genau darin, „Phänomene zum Erscheinen zu bringen, die die Einheit des

¹²⁶ Vgl. PhdW 30

¹²⁷ Ebd. 35

¹²⁸ PhdW 37

¹²⁹ Ebd.37

Gegenstandes im gleichen Moment, indem sie diese zerbrechen, in einer neuen Dimension wiederherstellen.“¹³⁰ Gegenstände werden erschaffen und sozusagen in einem flüssigen zeitlichen Sinne „definiert“ durch Thematisierung von dem, was vorher nur als unbestimmter Horizont gegenwärtig war.

Ein besonders anschauliches Beispiel liefert der aufs Papier gezeichnete Würfel¹³¹: Ich kann zwar darum wissen, dass es sich hierbei sehr wohl um einen von schräg oben als auch um einen von schräg unten gesehenen Würfel handeln kann, aber trotzdem kann ich die Zeichnung des Würfels immer nur auf eine bestimmte Weise, also in einem bestimmten Bedeutungszusammenhang wahrnehmen. Dass in diese Wahrnehmung eben immer schon Sinn eingeht, liegt eben am Verweisungscharakter, liegt daran, dass ich immer in Bezug auf potentielle Handlungsmöglichkeiten wahrnehme.¹³² Anders – in einer verweisungsfreien Gegenwart - kann ich sozusagen nicht wahrnehmen: „Es ist eben dies das phänomenale Wesen des Wahrnehmungsaktes, die Konstellation des Gegebenen mit dem es verbindenden Sinn in eins schöpferisch erst entstehen zu lassen.“¹³³

Gut ersichtlich ist der Charakter der Wahrnehmung bei einer von Handlungszwängen entbundenen Betrachtung:

„Doch betrachte ich einen Gegenstand mit dem einzigen Absehen, ihn existieren und die Fülle seines Wesens vor mir entfalten zu sehen, so ist er nicht mehr nur Anspielung auf einen Allgemeintyp, und ich entdecke alsbald, daß eine jede Wahrnehmung [...] stets aufs neue zur Quelle ursprünglicher Einsicht wird, etwas von einer genialen Empfindung hat.“¹³⁴

Aber auch daran, dass ich etwa eine Landschaft bloß mit dem Kopf nach unten zu betrachten brauche, damit sie mir unkenntlich wird, ist ersichtlich, dass Wahrnehmung noch vor dem Verstand organisiert wird. Für den Verstand haben ‚Oben‘ und ‚Unten‘ aber bloß einen relativen Sinn, somit sollte ihm das Betrachten mit dem Kopf nach unten kein Hindernis sein.

¹³⁰ Ebd. 52

¹³¹ Vgl. ebd. 306

¹³² Vgl. PhdW 202 oder auch LS 70

¹³³ PhdW 58

¹³⁴ PhdW 66

Jeder Gegenstand ist durch eine unendliche offene Reihe von Ansichten in der Zeit- und Horizontstruktur gegeben, eine Verweisungsstruktur als Boden für Verstand und Wissenschaft, die in folgendem Zitat besonders deutlich wird:

„Alles Bewusstseinsleben tendiert zur Setzung von Gegenständen, da es nur Bewusstsein, nämlich Sich-wissen ist, sofern es sich selbst einem identifizierbaren Gegenstand erst abgewinnt. Und doch ist schon die absolute Setzung eines einzigen Gegenstandes der Tod des Bewußtseins, da sie, wie eine Lösung durch die Einführung eines einzigen Kristalls sich gänzlich kristallisiert, alle Erfahrung erstarren läßt.“¹³⁵

Eine absolute Setzung eines Gegenstandes ist vielmehr gar nicht möglich, weil Sinn eben genau darin besteht, dass ein konstantes Weiter-Verweisen geschieht.

2.2.3.2 Sich-Empfinden und Sich-Bewegen – Der Merk-Wirk-Kreislauf

Waldenfels expliziert das Moment eines konstanten Dialogs zwischen Subjekt und Welt anhand des Modells des ständig vorhandenen Merk-Wirk-Kreislaufs: „Das Wirken verändert die Merkwelt, und das Merken beeinflusst wiederum das Einwirken auf die Dinge.“¹³⁶ Empfinden und Handeln sind hier zwei Geschehnisse oder Prozesse, die immer gleichzeitig ablaufen und somit auch einander beeinflussen. (Insofern müsste man von einem Dialog sprechen, bei dem jede Person zugleich spricht und auf den anderen hört.) Die atomistisch gedachte Empfindung ist eine aus der Isolation von der Affektivität des Organismus und der Motorik resultierende Abstraktion.¹³⁷ In Wirklichkeit schlägt das Wirken der Dinge auf uns vielmehr auf unser Verhalten durch. Im Empfinden erleben wir letztlich immer schon eine nicht trennbare Einheit von uns und der Welt.¹³⁸ Deswegen spricht Merleau-Ponty auch von der „Antwort auf eine schlecht formulierte Frage“¹³⁹, die ich als wahrnehmendes Subjekt in jedem Moment finden muss: Indem ich mich auf die Wahrnehmung einstelle, handle ich schon wieder. Damit können natürlich auch nicht mehr diskrete Jetztmomente angenommen werden: Ich richte mich stets mit einem gewissen Vorverständnis an meine Umwelt, und schon deswegen kann diese niemals sinn-los

¹³⁵ PhdW 96

¹³⁶ LS 77

¹³⁷ LS 77

¹³⁸ LS 87

¹³⁹ PhdW 252

erscheinen, weil das Gegenwärtige stets auf das soeben Erlebte und auf das schon aus der Zukunft Hereinragende verweist, in einem zeitlichen Verweisungszusammenhang steht.¹⁴⁰

Die Nähe zur bourdieuschen Logik der Praxis und ihrer spezifischen zeitlichen Strukturiertheit und Betonung affektiver Aufmerksamkeitsstrukturen liegt auf der Hand: Die Sinnhaftigkeit einer Wahrnehmung ist also stets in der Kontrastierung zu und Einbettung in andere Wahrnehmungserlebnisse und in Handlungen gegeben, weshalb auch verständlich ist, warum Bourdieu von einer Entstrukturierung bei einer Manipulation des zeitlichen Ablaufs spricht. Aber auch Elias muss wohl genauso einen affektiven Zugang zur Welt im Sinn haben, der sich mit dem Merk-Wirk-Kreislauf explizieren lässt, wenn er die Trennung von Körper und „Geist“ als historisches Produkt ansieht. Bei ihm führt nämlich die „Zwischenschaltung von Gegenimpulsen zwischen die spontanen [...] Antriebe und den Handlungsvollzug“¹⁴¹ zur Wahrnehmung einer Dualität von Körper und Geist:

„Und es ist diese seltsame Vorstellung von einem undinglichen Ding, das zwar nicht räumlich ist, aber dennoch eine sehr bestimmte Position im Raume, nämlich im Innern meines Körpers einnimmt, die Vorstellung, daß „Ich“ oder je nachdem „mein Verstand“, „mein Bewußtsein“, „mein Geist“ im Innern „meines Körpers“ wie in einem Taucheranzug hause, [...]; sie lag als selbstverständliches Gedankengerüst der Selbstbeobachtung [...] zugrunde, [...].“¹⁴²

2.2.3.3 Das Körperschema

Der vor-prädikative Anteil jeden Verhaltens zur Welt lässt sich zum Beispiel gut an ganz einfachen Tätigkeiten wie etwa dem Fahrrad-Fahren bzw. genauer dem damit verbundenen Können verdeutlichen: Um meinen Umgang mit meinem Fahrrad, sodass ich es zur Fortbewegung verwenden kann, habe ich notwendigerweise nur ein leibliches „*knowing how*“. Selbst wenn ich meinen Körper aus der Vogelperspektive oder von allen Seiten betrachten könnte oder mit einem meiner anderen Sinne einen „vollständigen“ Zugang zu ihm hätte, müsste ich, um etwa Fahrrad zu fahren, trotzdem mit ihm umgehen können, was etwas vollkommen anderes ist, ja gerade nicht erlaubt, den Körper wie ein Objekt vor mir zu haben. Wie Merleau-Ponty betont, steht mir im Gegensatz zu Objekten der Außenwelt

¹⁴⁰ Vgl. LS 131

¹⁴¹ GdI, 159-160

¹⁴² GdI, 154

der Körper immer nur über mein Körperschema¹⁴³ zur Verfügung und niemals wie ein von mir abgetrenntes Instrument. Denn um ein Instrument zu bedienen, brauche ich ja erst wieder zum Beispiel Hände, die zu verwenden ein „*knowing how*“ erfordert.¹⁴⁴ Wie will ich aber dieses *knowing-how* verschriftlichen oder auf andere Weise zu einem *knowing-that* machen, das ist unmöglich, es gibt schlicht und einfach keine abbildbare Bedienungsanleitung beziehungsweise kein Regelwerk für unseren Körper:

*„Der Leib ist also kein Gegenstand. Aus demselben Grunde aber ist auch mein Bewußtsein des Leibes kein Denken, ich kann den Leib nicht auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, um eine klare Vorstellung von ihm zu gewinnen. Seine Einheit ist eine beständig nur implizite und konfuse. [...] zur Kenntnis des menschlichen Leibes führt kein anderer Weg als der, ihn zu er-leben [...]“*¹⁴⁵

Wenn ich nun also beispielsweise mehrere Reize an verschiedenen Körperstellen wahrnehme, liegt die Verarbeitung nicht in erster Linie in einem vorgestellten Blick von außen auf den Körper, der das Auftreffen der Reize auf das Körperding von außen lokalisiert. Dies wäre ja wieder nur eine Einzelperspektive, die zu anderen in Beziehung gesetzt werden müsste. Das Körperschema ist nicht in erster Linie ein im Sinne eines Abbildes vorgestelltes, sondern ein „dynamisches“:

*„Die Einheit [des Körperschemas] bestimmt sich von dem her, was jeweils zu tun ist. Damit wird sie nicht mehr als eine ursprünglich theoretische Einheit gedacht (z.B. als etwas Visuelles, das wir als Schema vor Augen haben), sondern es handelt sich nun um eine praktische Einheit, die sich in Verrichtungen und im Handeln selber herstellt.“*¹⁴⁶

Alle Tätigkeiten, auf die ich mich gewohnheitsmäßig einlasse, verleiben sich ihre Werkzeuge also in einem Prozess des Lernens durch Gewöhnung oder „*learning by doing*“ ein, was letztlich bedeutet, dass der Eigenleib „die Urgewohnheit, der primordiale Habitus, der jeden anderen bedingt und durch den jeder andere sich versteht“¹⁴⁷ ist. Waldenfels betont in diesem Zusammenhang, dass auch Wahrnehmungsgewohnheiten gelernt werden, dass das Gewahren und das Bemerken in der Welt verbunden mit einer motorischen Eingewöhnung sind.¹⁴⁸

¹⁴³ Vgl. PhdW 123

¹⁴⁴ Vgl. LS 41

¹⁴⁵ PhdW 234

¹⁴⁶ LS 114-115

¹⁴⁷ PhdW 116

¹⁴⁸ LS 171-173

Merleau-Ponty drückt diesen Sachverhalt auch folgendermaßen aus: „Die Theorie des Körperschemas ist *implicite* schon eine Theorie der Wahrnehmung.“¹⁴⁹ Dies ist deshalb der Fall, weil wir von unserer Bewegungsfähigkeit ja nur durch deren Gebrauch wissen. Stoller spricht insofern auch von einem dialektischen Verhältnis der leiblichen Bewegungen zu den Wahrnehmungsdingen im Raum.¹⁵⁰ Dieses dialektische Verhältnis muss also so verstanden werden, dass leibliche Gewöhnung der Bewusstheit von Handlungen zugrunde liegt. Merleau-Ponty illustriert dies am sogenannten „Fall Schneider“¹⁵¹: Bei Schneider handelte es sich um einen neuropsychologischen Patienten, welcher fähig war, „konkrete Bewegungen“ auszuführen, nicht aber „abstrakte“. Darunter ist zu verstehen, dass Schneider etwa anwesende Mitmenschen begrüßen oder sich an der Stelle, wo ihn ein Insekt gestochen hatte, kratzen konnte, es ihm allerdings nicht gelang, eine Grußbewegung auszuführen, wenn er dazu aufgefordert wurde, obwohl keine Person anwesend war, die es zu begrüßen galt, oder mit seiner Hand auf eine bestimmte Körperstelle zu zeigen, ohne sich zu kratzen. Das heißt, bei Schneider wurde bei den „konkreten Bewegungen“ ein *knowing-how* aktiviert, eben aus der dialektischen Verbundenheit mit der Situation heraus. Was er allerdings nicht konnte, war, dieses erworbene *knowing-how* auf andere Situationen anzuwenden. Dabei handelt es sich bei diesem *knowing-how* um das grundlegendste Verhalten zur Welt, denn auch eine Skizze einer Bewegung wäre ja lediglich eine perspektivische Betrachtung von außen: Deswegen schreibt Merleau-Ponty auch: „Das Bewußtsein ist ursprünglich nicht ein ‚Ich denke zu ...‘, sondern ein ‚Ich kann‘.“¹⁵² Wozu Schneider nicht fähig ist, ist weder die Bewegung noch das Denken an sich, sondern das Unterlegen der Bewegung mit einem konstruierten, vorgestellten Hintergrund.¹⁵³ In der konkreten Bewegung hingegen muss ich keinen möglichen Hintergrund konstruieren, denn sie „heftet an einen gegebenen Hintergrund sich an“¹⁵⁴ und durch diesen stetigen Merk-Wirkkreislauf, diese enge Tuchfühlung mit der Umwelt werden meine Fähigkeiten auch ohne Vorstellung aktualisiert. Schneider konnte sich also bewegen und er konnte ebenfalls verstehen, was von ihm verlangt wurde, aber sein Denken war desituieret und sein Sich-Bewegen unwissend, es lag eine Dissoziation der beiden Funktionen vor.¹⁵⁵ Erst nach mehrmaligem Ausprobieren, das aus unkoordinierten Bewegungen bestand, konnte er die gestellte Aufgabe erfüllen. Sein gedankliches und sein

¹⁴⁹ PhdW 242

¹⁵⁰ Stoller 1995, 80

¹⁵¹ PhdW 128

¹⁵² PhdW 166

¹⁵³ Vgl. PhdW 136, 137

¹⁵⁴ PhdW 137

¹⁵⁵ Vgl. LS 144

praktisches Sich-Hineinversetzen in die künstliche Situation laufen getrennt voneinander ab. Auch das Denken ist im Normalfall mit Motorik (Wirken) und Sensorik (Merken) durch Wechselwirkung verbunden, sie bilden einen so genannten „intentionalen Bogen“, in dem die Vorstellung dessen, was ich erfahre (also das Denken über das, was ich erfahre, über seine Eigenschaften, sein zukünftiges Verhalten) in meine Bewegung selbst mit eingeht und umgekehrt.¹⁵⁶ Wenn wir nun also etwa auf Bourdieus Gedanken, die Feldstruktur verleihe sich dem Subjekt ein, zurückkommen, können wir diese Einverleibung nun als durch vergangenes Erleben schematisierte Merk-Wirk-Kreisläufe interpretieren.

Die sensorisch-motorischen Kreisläufe sind umso deutlicher, je integrierter die Existenz ist. Der Mensch braucht also „reine“ Reflexe, stabile Organe und vorgebildete Kreisläufe, um durch einen derartigen Verzicht auf einen Teil seiner Spontaneität den geistigen und praktischen Raum zu gewinnen, der ihn von seiner Umwelt löst und ihn ihr gegenüberzutreten lässt.¹⁵⁷ Er braucht also eine gewisse Desintegration, um Vorstellungen zu haben, Probedenken, denken zu können. In anderen Worten: Weil ich einen Teil meiner sinnlichen Hinwendung zur Welt ins Unbewusste abgleiten lasse, habe ich die Freiheit zur Abstraktion, zum überlegten Gegenüberzutreten zur Welt. Dieses Überlegen führt aber gleichzeitig zu einer „scholastischen Existenz“ im obengenannten Sinne, weil ich mir in diesem Moment nicht mehr der gesamten Einwirkung der Umwelt auf meinen Leib bewusst bin. In der gleichen Argumentationsweise könnte man sagen, dass jedes begriffliche Denken verdinglicht, da „dieses Etwas, das als etwas aufgefasst wird, nie völlig in den verschiedenen Auffassungen und Deutungen aufgeht“¹⁵⁸.

2.2.3.4 Das Phantomglied

Besonders deutlich, welche Rolle der Leib bei Merleau-Ponty in seiner „primordialen Funktion“¹⁵⁹ als lebensweltlicher Vollzugsort, als „Ursprungsort von Subjekt und Objekt“¹⁶⁰ einnimmt, wird anhand der Analyse des Phantomglieds, welcher Merleau-Ponty

¹⁵⁶ LS 145

¹⁵⁷ PhdW 113

¹⁵⁸ LS 277

¹⁵⁹ PhdW 185

¹⁶⁰ Bermes 2004, 74

weite Strecken der „Phänomenologie der Wahrnehmung“ widmet, deutlich, und zwar auch vor allem in Bezug auf uns hier interessierende Habitualisierungsprozesse:

Gegen eine physiologische Erklärung für das Phänomen des Phantomglieds spricht, dass Anästhesie das Phantomglied nicht verschwinden lässt, und es das Phänomen auch bei Menschen, die keine Amputation hatten, etwa bei Hirnverletzten, gibt. Außerdem behält das Phantomglied häufig dieselbe Stellung, die das wirkliche Glied im Augenblick der Verletzung hatte oder Kriegsverletzte fühlen sogar noch die Granatsplitter, die ihren Arm zerrissen haben. Vielleicht, so könnten aber die Befürworter einer physiologischen Erklärung einwenden, sind es aber nicht die peripheren Nervenbahnen, sondern zentralere Nerventeile im Körper oder vielleicht doch Gehirnteile, die in Mitleidenschaft gezogen wurden. Dagegen sprechen die Bewusstseinsbezüge des Phänomens des Phantomarms, wie zum Beispiel die Tatsache, dass an die Verletzung erinnernde Umstände das Phantomglied plötzlich erscheinen lassen oder Fälle, in denen das Phantomglied im Lauf der Zeit immer kleiner wird. Ist das Phantomglied somit also ein Wille oder Glaube? Dies kann wiederum deswegen nicht der Fall sein, weil es nach Beseitigung der sensitiven Leiter zum Gehirn verschwindet. Das Phantomglied ist also weder objektives Kausalereignis noch bloßer Gedanke.

Mit diesem Beispiel führt Merleau-Ponty den Begriff der jenseits von zielgerichtetem Handeln und Mechanismus befindlichen Existenz ein. Dabei ist die Situation nicht artikuliert, bestimmt und in ihrem Gesamtsinn ergriffen, sondern bietet nur ihre praktische Bedeutung dar, die Aufforderung zu einem leiblichen Rechnung-Tragen. Merleau-Ponty verweist auf das schon seit Husserl berühmte Beispiel der Melodie: Deren erste Töne verlangen einen Schluss, ohne dass dieser damit selbst schon bekannt wäre.¹⁶¹

Der Leib hat es an sich, dass man ihn nicht wahrzunehmen, sondern nur als ungeteiltes Vermögen „zu seiner Verfügung“ zu haben braucht. So braucht man etwa zum Gehen, wie schon erwähnt, keine Wahrnehmung des eigenen Leibes. Die Welt als Verweisungszusammenhang weckt mein vortheoretisches Wissen, meine habituellen Intentionen. Beim Phantomglied ist es nun der Fall, dass die Person dieses in unbestimmter Weise seinem Vermögen des „Zur-Welt-Seins“ zugehörig fühlt. Der Phantomarm ist nicht die Vorstellung eines Armes, sondern ein Nicht-Anerkennen-Wollen der Verstümmelung.

¹⁶¹ Ein Beispiel, das übrigens auch schon Elias aufgegriffen hatte: Vgl. GdI 23 oder 37

Der Mensch identifiziert sich nach wie vor mit den gleichen Vorhaben wie früher und „spannt sich weiter in der gleichen Weise auf die Welt hin“. Die erworbenen Vermögen gibt es ja noch, denn gäbe es das Glied noch, könnte man mit ihm umgehen, und dieses Umgehen-Können ist immer ein Eingeübtes und kein Gewusstes. Oder, in Merleau-Pontys Worten: „Den Phantomarm haben, heißt für alles Tun, dessen allein der Arm fähig ist, offen bleiben, heißt das vor der Verstümmelung besessene praktische Feld sich bewahren.“¹⁶²

Bermes nennt diese Fähigkeit des Menschen ein im habituellen Leib befindliches sedimentiertes Wissen, und den Prozess der Auseinandersetzung zwischen Person und Welt eine stetige Auf- und Übernahme eines vorthoretischen „*knowing how*“, dem kein entsprechendes „*knowing that*“ auf der theoretischen Ebene entspricht.¹⁶³ Beim Phantomglied kommt es allerdings gerade nicht zu dieser „stetigen Auf- und Übernahme“, es wird auf die Signale der Umwelt nicht mehr reagiert, weil ein bestimmter Ausschnitt in diesem Prozess abgespalten und verdrängt worden und die Gegenwart von der Vergangenheit vollkommen überschattet worden ist:

*„Das Phänomen der Verdrängung, von dem die Psychoanalyse spricht, besteht darin, dass jemand einen einmal eingeschlagenen Weg - der Liebe, der Arbeit, des beruflichen Fortkommens – versperrt findet, ihm aber sowohl die Kraft fehlt, das Hindernis zu überwinden, als auch die, auf sein Vorhaben zu verzichten, sodass er in seinem Versuch sich festläuft und all seine Energie damit vergeudet, ihn unentwegt im Geist zu erneuern.“*¹⁶⁴

Nicht zuletzt handelt es sich hier also um eine Art Selbstorganisation, also eine organische Logik im Sinne Bourdieus. Das Subjekt steht bei der Verdrängung nicht im wirklichen Austausch mit der Welt, sondern bleibt stets auf die unmögliche Zukunft dieses vergangenen Moments hin ausgerichtet

*„Eine unter allen Gegenwarten erhält so eine Ausnahmebedeutung: sie überschiebt sich jeder anderen Gegenwart und beraubt diese ihres Sinnes als echte Gegenwart. Ich bleibe der, der eines fernen Tages jener Jugendliebe verfiel, oder der, der einst in der Welt der Eltern lebte.“*¹⁶⁵

¹⁶² PhdW 106

¹⁶³ Bermes 2004, 84

¹⁶⁴ PhdW 107

¹⁶⁵ PhdW 107

Merleau-Ponty nennt die Verdrängung auch den „Übergang vom Existieren zur Scholastik der Existenz“, die nur noch lebt von einer einstigen Erfahrung oder von der Erinnerung daran oder von der Erinnerung an die Erinnerung.¹⁶⁶

Wir haben es also zusammengefasst mit einem unhintergehbaren Primat der Praxis vor der Theorie zu tun: Ich bin immer schon eingewöhnt in einen gewissen Zusammenhang, ich kann immer nur in eine gesamte Welt eingewöhnt sein, wobei auch meine vorherigen Handlungen einen Kontext zum gegenwärtigen Moment herstellen. Waldenfels' Beispiel etwa von Johann Sebastian Bach, der nach seiner verstorbenen Frau ruft¹⁶⁷, zeigt dies: Das Wissen des Komponisten um den Tod seiner Frau hatte sich noch nicht auf den gesamten Verweisungszusammenhang seines bisherigen Lebens „gelegt“, also auf seine alltäglichen Verrichtungen und leiblichen Verhaltensmöglichkeiten, dieses Bewusstsein musste erst Teil der Gesamtstruktur seiner Gegenwart werden. Die geschichtliche Bildung und die nie abgeschlossene Übernahme dieses Zusammenhanges durch den Einzelnen durch seine leiblich-affektive Eingewöhnung in die jeweilige Umwelt ist es, was der Begriff Habitus bezeichnet.

2.2.4 Inkorporation, Macht und Sprechen

Für Bourdieu sind es die je nach Zeit, sozialer Schicht, Geschlecht oder eben auch Region unterschiedlichen Dispositionen, die zu einem praktischen Einverständnis mit der sozialen Welt, wie sie ist, führen. Dieses Einverständnis geht jeder Erkenntnisleistung im wissenschaftlichen Sinn voraus, es handelt sich um ein pathisches, affektives Wahrnehmen, wie es vor allem im Abschnitt über den Merk-Wirk-Kreislauf zur Sprache kam, ein „Ineinander von Bedeuten und Begehren“, um körperliche Weisen des Zur-Welt-Seins. Ein beherrschtes Subjekt ist man, indem man sich schämt, ängstigt oder schuldig fühlt, mit Blick auf den Körper heißt das, indem man errötet, zittert, es einem die Sprache verschlägt.¹⁶⁸ Erst auf der Basis dieses leiblichen Erfasst-Seins sind die klassifizierenden Praxen, also die Weltwahrnehmung als mentale Repräsentation und Schemaorganisation¹⁶⁹

¹⁶⁶ PhdW 108

¹⁶⁷ LS 29

¹⁶⁸ Vgl. Med 217

¹⁶⁹ Vgl. Krais 1993, zur Schemainterpretation vgl. insbesondere Lenk 1995. Krais und Gebauer (2002, 63) sehen in Lenks u.a. von Kant, der Gestalttheorie und dem späten Wittgenstein inspirierter Schematheorie eine Verdeutlichung der Bourdieuschen Auffassung von Lernen.

verstehbar, in denen sich letztlich symbolische Gewalt ereignet, und zwar in ihrer Zwangsläufigkeit. Somit funktioniert die Herrschaft weder über ein Nachgeben unter Druck (zumindest nicht ausschließlich) noch über eine vielleicht sogar aus Überlegung resultierende Zustimmung zu Gründen, eben weil sie nicht auf ein „in der reinen Logik erkennenden Bewusstseins“¹⁷⁰ wahrnehmendes Subjekt trifft. Die Unterordnung ist kein Denkakkt mit geistigem Inhalt, sondern ein affektives Weltverhältnis:

„Wen Schüchternheit befällt, der fühlt sich verraten durch seinen Körper, der dort lähmende Verbote oder Ordnungsrufe vernimmt, wo ein anderer, von anderen Lebensbedingungen produzierter Körper, stimulierende Anregungen oder Aufforderungen wahrnimmt.“¹⁷¹

Dieses grundsätzliche Einverständnis mit der Welt zeitigt seine Effekte bis in die makrostrukturelle, im herkömmlichen Sinne „politische“ Ebene: Sie bewirkt, dass sich im Allgemeinen für die AkteurInnen etwa auch die bekannte Frage der politischen Theorie nach der Legitimität der politischen Ordnung nicht stellt.¹⁷²

Auch das Sprechen ist nicht zuletzt eine körperliche Tätigkeit und ist daher eingeübt in dem Sinne, der wie oben dargelegt, für alle körperlichen Verhaltensweisen gilt: Es kann gar nicht anders gelernt werden als mit einem unvollständigen, impliziten Wissen um seine Funktionsweise, einem *knowing-how* also, ein bestimmter Akzent wird etwa beherrscht, ohne dass man genau weiß, wie man den Mund und die Zunge bewegen muss. Und worin bestünde überhaupt so ein Wissen? Sich dessen bewusst zu sein, dass etwa ein Tiroler „K“ „weiter hinten“ ausgesprochen wird als ein ostösterreichisches, ist nicht nur nicht im Geringsten notwendig, um dessen Aussprache zu beherrschen, sondern stellt wie im vorherigen Abschnitt dargelegt, entgegen dem ersten Anschein, keineswegs ein aperspektivisches, objektives Wissen dar, da ich mich meinem Leib grundsätzlich nicht aperspektivisch nähern kann.

Das Sprechen ist für Merleau-Ponty nicht bloße Folge des Denkens, sondern erst „durch das innere oder das äußere Wort“¹⁷³ geschieht Denken, erst dadurch können wir uns Gedanken auch aneignen. Sprechen ist nicht notwendigerweise mit Vorstellungen und dem

¹⁷⁰ Med 218

¹⁷¹ Med 230

¹⁷² Vgl. Med 229

¹⁷³ PhdW 211

bewussten Setzen von Beziehungen verbunden, denn, Bezug nehmend auf die Ergebnisse der Leibanalyse lässt sich festhalten:

„Für das Wortbild gilt dasselbe wie oben für die Vorstellung der Bewegung: ich bedarf keiner besonderen Vorstellung des Außenraumes und meines eigenen Leibes, um diesen in jenem bewegen zu können. [...] In gleicher Weise bedarf ich auch keiner besonderen Vorstellung von einem Wort, um es zu wissen und aussprechen zu können. Es genügt, daß ich sein Artikulations- und Klangwesen inne habe als eine mögliche Modulation, einen möglichen Gebrauch meines Leibes.“¹⁷⁴

Daraus ergibt sich Merleau-Pontys Ablehnung jeglicher Innerlichkeit des Denkens und eines Denkens außerhalb von Worten und Welt, Wörter müssen in der Leibphänomenologie konsequenterweise in erster Linie als Gebärden verstanden werden.

Allerdings haben Wörter zugegebenermaßen einen konventionellen Charakter, der eine gewisse Beliebigkeit impliziert: Die Wörter ‚Baum‘ und ‚tree‘ etwa sind einander nicht übertrieben ähnlich und erfahren trotzdem über weite Strecken idente Verwendungsweisen. Diese historisch bedingten Rationalisierungstendenzen im Sprechverhalten gibt es zweifelsohne, aber die so ‚institutionalisierten‘ Wörter „erregen in uns nur mehr sekundäre Gedanken, die ihrerseits sich in andere Worte übertragen, die keinerlei wirkliche Ausdrucksleistung mehr von uns verlangen, wie es zu ihrem Verständnis auch bei unseren Zuhörern keiner Mühe bedarf.“¹⁷⁵ Merleau-Ponty unterscheidet also zwischen einem ursprünglichen Sprechen, welches nichts anderes ist als Teil des affektiven Wechselspiels des Menschen mit seiner Umwelt, und einem konventionellen Sprechen, das um „Verständlichkeit“ im engeren Sinne der Bezugnahme auf soziale Sprach-Konventionen bemüht ist und diese Möglichkeit der Bezugnahme mit einer partiellen Desintegration im Sinne des vorigen Abschnitts erkaufte. Nur im ursprünglichen Sprechen ist das möglich, was wir für gewöhnlich Denken oder Verstehen nennen.¹⁷⁶ Ein Gedanke, der, wie weiter oben ausgeführt, ja auch ein inneres Sprechen darstellt, wird von uns insofern erst verstanden, wenn die schon verfügbaren Bedeutungen, also letztlich leibliche Gebärden, sich mit ihm auf eine neue Weise verknüpfen.¹⁷⁷

¹⁷⁴ PhdW 214

¹⁷⁵ PhdW 218

¹⁷⁶ PhdW 211-212

¹⁷⁷ Vgl. PhdW 217

Dem zugrunde liegt allerdings das im Ausdruck geschehende Welt-Erleben des Menschen, und nur unter Absehung desselben kann man der Fiktion eines ‚reinen Denkens‘ erliegen. Vielmehr ist Sprache „Stellungnahme des Subjekts in der Welt seiner Bedeutungen“¹⁷⁸.

Dieses Wiedereinbeziehen der leiblich-affektiven Verfasstheit des Menschen in sein Denken und Sprechen führt Merleau-Ponty allerdings nicht dazu, von ‚natürlichen Zeichen‘ zu sprechen: „[D]ie Annäherung der Sprache an emotionale Ausdrücke kompromittiert nicht ihr Spezifisches, da auch die Emotionen, als Weisen unseres Zur-Welt-Seins, zur mechanischen Anlage unseres Körpers im Verhältnis der Kontingenz stehen [...].“¹⁷⁹ Gebärde und Erleben sind letztlich historisch und kulturell variabel. Vor allem aber geschieht es erst im Sprechen (was nun für Merleau-Ponty auch ein inneres Sprechen mit einschließt) als Akt oder Prozess, dass „[...] der noch unformulierte Sinn nicht nur ein Mittel äußerer Bekundung findet, sondern überhaupt erst ein Dasein für sich selbst gewinnt, als Sinn erst eigentlich geschaffen wird“¹⁸⁰.

Auch für Bourdieu ist die Sprache eine Körpertechnik und am „artikulatorischen Stil“ einer Person, also ihren phonologischen Kompetenzen und Gewohnheiten, ihrem Stimmklang und ihrem Rhythmus lassen sich Anzeichen für klassenspezifische Körperschemata und mithin geschichtlich geprägte Verhältnisse zur sozialen Welt finden.¹⁸¹ Dabei ist das Sprechen natürlich immer nur Teil einer bestimmten Art zur-Welt-zu-sein, zu der genauso Körperhaltung oder affektives Klima gehören.¹⁸² Performative Äußerungen und ihre identitätszuschreibenden Wirkungen sind dabei als Sonderfall der weiter oben behandelten symbolischen Herrschaft aufzufassen, die auf vorsprachlichen sozialen Bedingungen, also der Inkorporation beruhen.¹⁸³

¹⁷⁸ PhdW 229

¹⁷⁹ PhdW 223

¹⁸⁰ PhdW 232

¹⁸¹ Bourdieu 2005, 94-97

¹⁸² Vgl. Bourdieu 2005, 90 Fußnote

¹⁸³ Vgl. Bourdieu 2005, 79 Dass Machtphänomene somit einer außersprachlichen Logik folgen, ist nicht unwidersprochen geblieben. Vgl. Audehm 2001, 111 Fußnote

3. Abriss historischer Geschehnisse und Entwicklungen in der Steiermark und in Wien

Um einen Hintergrund für die Interpretation der empirischen Ergebnisse zu schaffen, folgt ein kurzer Abriss der geschichtlichen Entwicklung der Steiermark und Wiens beziehungsweise deren historischer „Vorläufer-Konstrukte“. Dabei findet auch die im engeren Sinne politische Geschichte ihre ausführliche Erwähnung, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Bedeutung, welche der Staatsbildungsprozess für die Habitusbildung in Elias' Zivilisationstheorie und, in geringerem Maße, auch für Bourdieu besitzt.¹⁸⁴ Vorauszuschicken ist den nachfolgenden Ausführungen auch, dass die regionalen Klassifizierungen immer „größtenteils [...] das Ergebnis eines früheren Standes der Machtverhältnisse im Feld der Auseinandersetzung um die legitime Grenzziehung“¹⁸⁵ sind und sich rechtliche Grenze und kultureller Unterschied wechselseitig bedingen: Es „macht nicht der Raum die Region, sondern die Zeit, die Geschichte“¹⁸⁶.

Im 2. vorchristlichen Jahrhundert entstand im Zuge eines Zusammenschlusses mehrerer keltischer Stämme unter Führung des norischen Stammes zum Königreich Norikum das erste selbständige Staatsgebiet auf dem Boden, der heute als österreichischer bezeichnet wird.¹⁸⁷ Dieses Königreich umfasste etwa die Gebiete des heutigen Salzburg, Osttirol, der Steiermark, Kärntens sowie Ober- und Niederösterreichs bis an die Donau. 15 v. Chr. wurde das Gebiet des heutigen Österreich durch die Römer annektiert: Vorarlberg und das westliche Tirol bildeten die Provinz *Raetia*, das Königreich Norikum die gleichnamige Provinz und Wien, Teile Niederösterreichs und das Burgenland wurden zu einem Teil der Provinz *Pannonia*. Allerdings verschwanden diese Zentralisierungstendenzen mit dem Niedergang des Römischen Reichs wieder, sodass mit dem 5. Jahrhundert von einer Vielzahl auf sich allein gestellter, durch die einzelnen Grundherren geschützter Städte gesprochen werden kann. Nach der Völkerwanderungszeit setzte sich auch im Gebiet des heutigen Österreich die Verwaltungsgliederung des fränkischen Großreiches durch. Die Regierung Karls des Großen sah eine Einteilung des Reiches in mehr als 200 Grafschaften vor, wobei die Grenzlandgebiete von vom König eingesetzten Markgrafen, welche mit im Vergleich zu anderen Lehnsträgern erweiterten militärischen Entscheidungsbefugnissen

¹⁸⁴ Vgl. z.B. PdZ II, 331; für die Rolle des Staates bei Bourdieu Med 224

¹⁸⁵ Bourdieu 2005, 123

¹⁸⁶ Ebd., 123 Fußnote

¹⁸⁷ Balti/Kocher 1997, 23/24

ausgestattet wurden, regiert wurden. So wurden unter anderem auch die Awarische Mark, welche etwa dem Gebiet des heutigen Niederösterreich entspricht, die karantanische Mark, die dem Gebiet der heutigen Steiermark entspricht und die Mark Friaul errichtet. Eine Gebietszusammenfassung nach dem Tod Karls des Großen führte 843 zur erstmaligen Erwähnung des Begriffs *Marcha Orientalis* zur Bezeichnung eines Gebietes, das in etwa dem heutigen Niederösterreich entsprach.

Nach dem Zerfall des fränkischen Reiches kommt es im 10. Jahrhundert unter dem sächsischen König Otto I. zur Gründung der ottonischen Mark an der Donau, mit welcher die Babenberger belehnt wurden, der Wiedererstehung der Karantanischen Mark sowie der Gründung der Mark Krain. Für die Entstehung der Länder bedeutsam ist mit Bruckmüller¹⁸⁸, dass es vom 9. bis zum 13. Jahrhundert zu Prozessen der immer stärkeren Bevölkerungsverdichtung und daraus resultierend zu vermehrter Arbeitsteilung und zunehmender Bedeutung der nichtagrarischen Wirtschaftssektoren kommt. All diese Bewegungen konzentrieren sich nicht zuletzt aus Gründen der Sicherheit vor allem um die Burgen und „Städte“ der Feudalherren. Gebiete und Personengruppen werden somit in Herrschaftsbereiche integriert und es entstehen räumliche Herrschaftsstrukturen, die bis in die heutigen Länder fortleben. Der höchstwahrscheinlich von *Marcha Orientalis* stammende Name *Ostarrichi* fällt erstmals 996 im Zuge einer kaiserlichen Schenkung an die Bischöfe: In der Schenkungsurkunde ist festgehalten, dass ein den Babenbergern unterstelltes Gebiet im Volksmund mit diesem Namen bezeichnet wird.

3.1 Steiermark

3.1.1 Vom Frühmittelalter bis zur Pragmatischen Sanktion

Die Entwicklung der Steiermark war im Frühmittelalter eng an die Entwicklung Kärntens geknüpft. Das Gebiet der heutigen Steiermark war auch Teil des vom fränkischen Kaufmann Samo nach einem Aufstand im Jahre 623 gegen die Awaren errichteten slawischen Reich. In weiterer Folge geriet die Steiermark als Teil Karantaniens, eines aus Splittern verschiedener slawischer Stämme bestehenden Fürstentums, in bairische Abhängigkeit und wurde später infolge des Sieges Karls des Großen über den

¹⁸⁸ Bruckmüller 1996, 159-160

Bayernherzog Tassilo III. im Jahr 788 Teil des Fränkischen Reiches. Die karantanische Mark sollte, wie schon erwähnt, die Grenze des Reiches nach Osten absichern.

Im 11. Jahrhundert wurden schließlich die otokarischen Grafen mit der karantanischen Mark belehnt und wurden zu Markgrafen. Residenz der otokarischen Grafen war die an Steier und Enns gelegene Burg Steier, nach welcher das von ihnen verwaltete Land ab dem 12. Jahrhundert dann zusehends statt karantanischer Mark steirische Mark genannt wurde. Die Otokare verfolgten eine gezielte Politik der Klostergründung und unterwarfen den rivalisierenden Adel, dessen Angehörige im Zuge dessen Ministerialien der Otokaren wurden.¹⁸⁹ Otokar IV. konnte den Streit zwischen dem Kaiser des aus dem Fränkischen Reich hervorgegangenen Heiligen Römischen Reiches Friedrich Barbarossa und dem Herzog von Bayern insofern politisch nutzen, als 1180 die lehensrechtliche Verbindung der Steiermark zu Bayern und Kärnten gekappt und das Gebiet ein reichsunmittelbares Herzogtum wurde. Die Ministerialen waren dabei die tragende Schicht der Herausbildung eines Landesbewusstseins.¹⁹⁰ Die Verbindung der Steiermark mit Österreich nahm ihren Anfang, als der kinderlose Otokar IV. mit dem Babenberger Leopold V., dem Herzog von Österreich, 1186 einen Erbvertrag, die sogenannte Georgenberger Handfeste, schloss, demzufolge die Steiermark bei Tod Otokars und gleichzeitiger Nichtexistenz eines Erbfolgers an Österreich fiel, was dann tatsächlich passierte, als Otokar 1192 ohne Nachfolger starb.¹⁹¹ Es war das erste Mal, dass es zur Vergrößerung des damaligen Österreich um ein bereits in sich selbst gefestigtes politisches Gebilde kam, ein Charakteristikum, das für alle zukünftigen Vergrößerungen Österreichs gelten sollte, worin Göbhart eine Ursache für den „ - gerade auch in der Steiermark vielleicht manches Mal etwa überstrapazierten - Föderalismus“¹⁹² sieht. Und noch in den vom aus dem Waldviertel stammenden Ritter und Satiriker „Seifried Helbling“ im späten 13. Jahrhundert verfassten Dichtungen über den Verfall der Landessitten werden Österreich und „Steier“ immer als zwei verschiedene Länder aufgefasst.¹⁹³

Die steirischen Stände riefen Ottokar II. von Böhmen, um nach dem Untergang der Babenberger die Ordnung aufrechtzuerhalten, dieser wurde allerdings 1278 in der Schlacht

¹⁸⁹ Bruckmüller 1996, 162-163

¹⁹⁰ Vgl. ebd., 170

¹⁹¹ Vgl. Felder 2002, 38-39

¹⁹² Göbhart 1971, 174

¹⁹³ Vgl. Bruckmüller 1996, 155-157 sowie auch Breuss/Liebhart/Pribersky 1995, 176

auf dem Marchfeld vom Habsburger Rudolf I. besiegt, wodurch Österreich, die Steiermark und Teile des heutigen Sloweniens nun den Habsburgern unterstellt waren.

Erbeteilungen unter den Habsburgern führten ab dem 14. Jahrhundert zur Herausbildung von Innerösterreich, bestehend aus der Steiermark, Kärnten, Krain und der damaligen österreichischen Küste und mit Graz als Residenzstadt. Unter Friedrich III. wurden die habsburgischen Gebiete allerdings aufgrund des Aussterbens aller anderen Habsburgerlinien wieder einer einzigen Herrschaft unterstellt. Aus dieser innerösterreichischen Zeit stammen allerdings auch die ersten Dokumente über das Abhalten steirischer Landtage. Diese bestanden aus drei Kurien, in denen die Bauern allerdings keine Vertretung hatten.¹⁹⁴ In den Landtagen formierten sich die sogenannten Landstände. Bruckmüller¹⁹⁵ weist dieser Entwicklung bedeutsamer Gruppen in die später berühmten „Stände“ maßgebliche Bedeutung zu, denn es handelte sich schließlich um die gleichen Bevölkerungsgruppen, die früher die unfreien Ministerialen ausgemacht hatten, die nun relative Autonomie erstreiten konnten. Die feudalen Verhältnisse verlangen zum Beispiel nach Rechtsprechungsbefugnissen, gleichzeitig war die Gesellschaft schon zu integriert, dass die Selbständigkeit eine andere als eine relative sein hätte können.¹⁹⁶ Um 1500 erstarren die ständischen Strukturen zwar zusehends, aber das Landesbewusstsein nimmt im Zuge dessen nicht nur keineswegs ab, sondern erfasst auch – besonders in Krisenzeiten wie der Bedrohung durch die Türken - nicht in den Ständen vertretene Gruppen wie die Bauern. Auch Felder zufolge stärkte die Bedrohung durch die Türken, welche Ende des 15. Jahrhunderts begann, das Zusammengehörigkeitsgefühl der steirischen, kärntnerischen und slowenischen Bevölkerung und trug so zur Nationswerdung bei, Göbhart¹⁹⁷ bezeichnet sie sogar als wesentlichen Faktor hierfür.

1564 kam es wieder zur Selbständigkeit Innerösterreichs durch Erbteilung, bevor 1619 wieder die steirische Linie unter Ferdinand II. aufgrund Nachfolgemangel der anderen Linien die Regierung über ganz Österreich übernahm. Binder¹⁹⁸ betont, diese Zeit der Selbständigkeit Innerösterreichs, in der Graz als Residenzstadt Zentrum war, dürfte in weitaus stärkerem Maße mentalitätsprägend für das „steirische Selbstverständnis“ gewesen sein als etwa die Sonderrechte, die den Ministerialen in der Georgenberger Handfeste

¹⁹⁴ Felder 2002, 40

¹⁹⁵ Bruckmüller 1996, 172-173

¹⁹⁶ Vgl. dazu auch erklärend die Ausführungen über die Staatsentwicklung bei Norbert Elias in Kapitel 2.2

¹⁹⁷ Göbhart 1971, 178

¹⁹⁸ Binder 1998, 130

zugestanden worden waren. Die Gegenreformation setzte sich durch und die Stände verloren an Einfluss. Die Habsburger begannen mit der bürokratischen Durchdringung ihres Gebietes, doch auch die Stände begannen mit dem 16. Jahrhundert, einen eigenen bürokratischen Apparat zu entwickeln, wodurch es zu einem ausgesprochenen Konkurrenzverhältnis kam. Aufgrund ihres Geldmangels konnten die Habsburger die ständische Bürokratie und ihre Steuereintreibungen auch kaum ersetzen.¹⁹⁹ Mit der Pragmatischen Sanktion 1713 wurde die untrennbare Vereinigung der Länder in einem gemeinsamen Staat auch urkundlich festgelegt. Allerdings bewahrte sich Graz sein Selbstverständnis als entscheidende innerösterreichische Stadt im Krieg gegen die Türken.

3.1.2 Vom Josephinismus bis zur Gegenwart

In weiterer Folge transportierten die Stände ihre Opposition gegen die Zentralregierung in Förderungen der „einheimischen“ Traditionen, so also auch neben der niederösterreichischen, tirolerischen oder böhmischen auch der steirischen, und unterstützten historisch-landeskundliche Vereinigungen und Veranstaltungen. Diese Bemühungen wurden Bruckmüller²⁰⁰ zufolge eine der Ursachen für den modernen (Sprach-) Nationalismus. Die zentralistische Politik des Josephinismus, unter anderem die Degradierung der Universität Graz zu einem „Lyzeum“, tat das ihrige dazu, dass die Entscheidungen der Regierung in Wien als negative, tief in die Lebensverhältnisse eingreifende Fremdbestimmung erlebt wurden.²⁰¹ Erzherzog Johann wurde aufgrund seiner Frontstellung gegen den Wiener Hof eine Identifikationsfigur für die Unzufriedenheit mit dem staatlichen Zentralismus, welche durch einen zunehmenden Deutschnationalismus noch eine zusätzliche Stärkung erfuhr. Da der Erzherzog sich auch in den „Franzosenkriegen“ betätigt hatte, beförderte dies im beginnenden 19. Jahrhundert zusätzlich den separatistischen Mythos um ihn als „Alpenkönig“²⁰².

Felder²⁰³ zufolge kam es durch den föderalistischen Charakter der Revolution von 1848 zum Versuch der Umwandlung des steirischen Landtags in eine moderne Landesvertretung mit Beteiligung von Bürgern und Bauern, jedoch attestiert Bruckmüller den auf

¹⁹⁹ Vgl. Bruckmüller 1996, 178-179

²⁰⁰ Vgl. ebd., 184

²⁰¹ Vgl. Binder 1998, 131

²⁰² Binder 2002, 556

²⁰³ Felder 2002, 41

Landesbewusstsein und regionale Identifikation setzenden Bewegungen der Zeit auch durch die Bank patriarchalische Gesinnung und gesellschaftspolitischen Konservatismus. Mitgetragen wurde diese Geisteshaltung auch von bäuerlichen Schichten, die im Zuge der Industrialisierung unter Modernisierungs- und wirtschaftlichen Strukturproblemen zu leiden hatten.²⁰⁴ Klarerweise konnten diese Reformen allerdings im Neoabsolutismus nicht überdauern. Erst 1861 wurden wieder Landtage eingeführt, in denen allerdings wieder zum Teil an ständische Mitbestimmungsprinzipien angeschlossen wurde.

Graz blieb allerdings trotz der zunehmenden Urbanisierung, des Ausbaus der Hochschulen und verkehrstechnischen Maßnahmen weiterhin dezentral gelegen, während etwa die Mur-Mürz-Furche viel stärker vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierte. Binder bezeichnet Graz daher sogar als „provinzielles Pensionopolis“²⁰⁵, in dem die deutschnationale Studentenschaft leichtes Spiel hatte. Ende des 19. Jahrhunderts waren die steirischen Universitäten nach Göbhart²⁰⁶ „Hochburgen deutschliberalen Geistes“ und eine „verhängnisvolle Kombination von Liberalismus und Deutschnationalismus“ wuchs insbesondere in der Steiermark. Die deutschnationalen Studenten orientierten sich am Deutschland Wilhelms I. und Bismarcks und lehnten Wien als Zentrum eines multinationalen Habsburgerreiches ab, welches der „Slawisierung“ der Monarchie Vorschub leiste.²⁰⁷ Im beginnenden 20. Jahrhundert spalteten sich unter dem Einfluss des radikalen deutschnationalen Lagers weiters die „deutsche“ und die slowenische Bevölkerung in der Steiermark.

Der Zusammenbruch der Monarchie tat das seinige zur zunehmenden Bedeutung der Länder, sogar staatliche Verwaltungsapparatur wurde in die der Länder eingegliedert. Und auch der austrofaschistische Ständestaat bediente sich des Landespatritismus, wenn er auch de facto die Befugnisse der Landeregierungen einschränkte.

Die nationalistischen Strömungen in der Steiermark zwischen den beiden Weltkriegen bewirkten unter anderem auch, dass der Unterricht in slowenischer Sprache gänzlich eingestellt wurde. Bruckmüller²⁰⁸ betont die Entwicklung offizieller Landestrachten durch die Vaterländische Front, um Identifikationsobjekte zur Hand zu haben. Überhaupt wurde

²⁰⁴ Bruckmüller 1996, 186-188

²⁰⁵ Binder 1998, 132

²⁰⁶ Göbhart 1971, 181

²⁰⁷ Binder 1998, 133

²⁰⁸ Bruckmüller 1996, 190

zunehmend eine vorindustrielle Skizze von ‚Heimat‘ entworfen, die als Lösung für die modernisierungsbedingte Entfremdung dienen sollte. Die Figur des Erzherzogs Johann wurde dabei sowohl von den Austrofaschisten als auch den Nationalsozialisten den eigenen Zwecken gemäß verwendet. Die Nazis positionierten Johann als „Wegbereiter des deutschen Einheitsgedankens“²⁰⁹ und konnten dabei bereits auf ähnlich gelagerte Vorstellungen des deutschnationalen Bürgertums des 19. Jahrhunderts bauen. Das steirische Grenzland-Bewusstsein wurde mit Blut-und-Boden-Ideologie „aufgefrischt“.²¹⁰ Göbhart stimmt auch der Selbsteinschätzung des deutschfreiheitlichen Lagers in der Steiermark zu,

„[...] die latenten Anschlußgedanken durch von Graz aus geplante und durchgeführte gezielte Aktionen soweit verdichtet zu haben, dass hier die Dynamik ihren Ausgang nehmen konnte, die [...] in weiterer Folge zur Auslösung der Hitlerkriegskatastrophe führen konnte.“²¹¹

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Steiermark eine Hochburg der österreichischen Volkspartei, wobei vor allem der die gesamten Fünfziger und Sechziger Jahre die Landeshauptmannfunktion ausübende Josef Krainer senior ein ausgeprägter Föderalist war²¹² und die steirische Volkspartei sogar parteiintern zusehends oppositionell positionierte.²¹³ Aus dem Erzherzog Johann wurde zudem in der Nachkriegszeit anstatt eines ‚deutschen Fürsten‘ wieder ein ‚steirischer Prinz‘²¹⁴ und auch anderweitig kam es zu einer Entnazifizierung steirischer Mythen.²¹⁵ Tracht und Brauchtum sollten politische, soziale und ideologische Unterschiede einebnen, ein Projekt, das etwa vom steirischen Kulturpolitiker Hanns Koren mit besonderer Betonung auf den vom Erzherzog getragenen grauen Rock expressis verbis verfolgt wurde²¹⁶. Koren betonte auch den steirischen Patriotismus, der allerdings mit dem österreichischen friedlich koexistieren könne:

„So gibt es einen steirischen Patriotismus. Dessen ungeachtet zögert der rechte Steirer keinen Augenblick, das Bekenntnis zum gemeinsamen österreichischen Vaterland auszusprechen und in der Tat zu bekräftigen. Aussprechen will er es

²⁰⁹ Binder 2002, 559

²¹⁰ Ebd., 567

²¹¹ Göbhart 1971, 183

²¹² Felder 2002, 44

²¹³ Diese politische Strategie wird allerdings nicht nur in der Steiermark gepflegt, vergleiche beispielsweise für die ÖVP Tirol Liebhart 1999, 277

²¹⁴ Binder 2002, 560

²¹⁵ Ebd., 580

²¹⁶ Ebd., 561

*freilich in seiner ererbten Mundart, die ohne weiteres auch an der Donau verstanden werden kann.*²¹⁷

Interessant ist bei dieser Passage vor allem, dass die Tätigkeit des Sprechens zur Versicherung der eigenen Identität herangezogen wird, vielleicht, um das Problem, dass – dem ehemaligen Landeshauptmann Karl Maria Stepan²¹⁸ zufolge – Heimat nicht wissenschaftlich zu definieren sei, zu lösen. Im Gegensatz zu den Ausführungen in Kapitel 2.4 über den habituellen Charakter des Sprechens werden hier jedoch durch die Qualifizierung des Dialekts als eines „Ererbten“ andere Assoziationen erweckt. Koren förderte außerdem den Johann-Mythos auch durch volksbildnerische Maßnahmen, wobei hier die Gestalter des Mythos aus den Dreißiger Jahren wieder bemüht wurden, wie es überhaupt nach Binder allgemein eine personelle Kontinuität der kulturpolitisch Verantwortlichen bis in die fünfziger Jahre hinein gab.²¹⁹ Die Inszenierung der Landeshauptmannschaft Josef Krainer Juniors sollte nach Binder bewusst Assoziationen zu Erzherzog Johann, insbesondere in seiner Rolle als steirischer Förderer und Innovator, erwecken, etwa dadurch, dass Feste des Landeshauptmannes in Stainz abgehalten wurden, wo der Erzherzog insofern stark verwurzelt gewesen war, als er das Bürgermeisteramt innegehabt und Land besessen hatte.²²⁰ Auch die sozialdemokratische Partei konnte nicht umhin, sich des Erzherzog Johann-Mythos zu bemächtigen, wobei die Tätigkeiten des Erzherzogs von sozialdemokratischer Seite als Eintreten für die Arbeiter interpretiert wurde.²²¹

Auch die Darstellung von der Steiermark als Bollwerk bis in die jüngste Vergangenheit wurde weiter gepflegt. So wurde in der zur Landesausstellung 1986 „Die Steiermark. Brücke und Bollwerk“ erschienenen Publikation die Steiermark vor allem als Defensivraum gegenüber Völkern aus der pannonischen Steppe gezeichnet. Dabei würden die einfallenden Völker vor allem von durch ‚das Gesetz der Steppe‘ bedingtem Verlust eigenen bewirtschaftbaren Landes, Raubzugsvorhaben und Weltherrschaftsideologien nach Pannonien und weiter in die Steiermark getrieben.²²² Koren betont die Rolle der

²¹⁷ Koren 1966, 66-67

²¹⁸ Grazer Volksblatt vom 21. Juni 1936, zitiert nach Binder 2002, 561

²¹⁹ Binder 2002, 563 und 569

²²⁰ Vgl. Binder 2002, 566. Binder sieht hier eine Parallele zu den „Franz-Joseph-Zitaten in der späten Kreisky-Ära“.

²²¹ Vgl. Binder 1998, 138 sowie Binder 2002, 564

²²² Binder 2002, 568

Steiermark als Grenze des abendländischen Begriffes der Freiheit.²²³ Auch der Heimatkundeunterricht steht im Zeichen der Stiftung einer regionalen Identität.²²⁴

In den sechziger Jahren muss sich die Kulturpolitik Binder zufolge einer moderner gewordenen Lebenswelt anpassen. Die steirische ÖVP kann fortan unterstützt durch die Kleine Zeitung den Platz einer Schutzmacht der Moderne einnehmen, wobei nach Binder auch das Desinteresse der steirischen SPÖ an der Kulturpolitik behilflich ist.²²⁵ Dabei soll diese kulturelle Moderne auch vor allem in den alle zwei Jahre stattfindenden Trigon-Ausstellungen durch einen Rekurs auf das alte Innerösterreich in Form von Zusammenarbeiten mit jugoslawischen und italienischen Künstlern schmackhaft gemacht werden.²²⁶ Das Vorhandensein einer slowenischen Kultur in der Steiermark wird Binder zufolge nicht thematisiert.

3.2 Wien

3.2.1 Vom Königreich Norikum bis zur Aufteilung der österreichischen Länder

Wien war im vorchristlichen Jahrtausend vor allem Siedlungsgebiet der Illyrer und danach der Kelten. Das dem Zusammenschluss mehrerer keltischer Stämme entstammende bereits erwähnte Königreich Norikum umfasste auch das Gebiet des heutigen Wien. Der Name Wien entwickelte sich aus der keltischen Bezeichnung für den Wienfluss, „Vedunia“. 8 n. Chr. wurde das Gebiet des heutigen Wien Teil der römischen Provinz Pannonien. Aus dem – im heutigen 3. Gemeindebezirk gelegenen - Militärlager Vindobona entwickelte sich schließlich, aufbauend auf einer früheren keltischen Ansiedlung, eine Stadt mit römischem Stadtrecht. 433 n. Chr. trat Rom Pannonien an die Hunnen ab. Im 6. Jahrhundert drangen die Awaren, vor allem aber die von diesen unterworfenen Slawen in den Wiener Raum vor. Karl der Große besiegte die Awaren und richtete im 8. Jahrhundert die Markgrafschaft an der Donau ein. Nachdem das Gebiet auch eine Episode unter ungarischer Herrschaft

²²³ Koren 1966, 201

²²⁴ Binder 2002, 569

²²⁵ Ebd., 583 und 595

²²⁶ Ebd., 587

zugebracht hatte, gab Otto I. dem Babenberger Markgrafen Luitpold die wiedereroberte Mark als Lehen.

Die Herrschaft der Babenberger bedeutete für Wien den erstmaligen Aufstieg zu einer wirtschaftlich, politisch und kulturell bedeutenden Weltstadt. 1156 erreichte der Babenberger Heinrich II. Jasomirgott die Erhebung seines Landes zu einem selbständigen Territorialherzogtum und verlegte gleichzeitig seine Residenz von Klosterneuburg nach Wien. 1221 erhielt Wien das Stadtrecht, welches unter anderem das wirtschaftlich bedeutsame Stapelrecht umfasste. Das Stapelrecht schrieb vor, dass Kaufleute, die ihre Waren auf der Donau oder den Wien kreuzenden Fernstraßen transportierten, diese einlagerten und Wiener Zwischenhändlern verkauften.²²⁷ Dies bedeutete für Wien erstmals einen bedeutenden Anteil am Donauhandel. Mit dem Tod des letzten Babenbergerherzogs in der Schlacht gegen den ungarischen König Bela IV. im Jahr 1246 ging das Lehen Österreich an das deutsche Reich zurück. 1254 fiel die Region im Frieden von Ofen an Ottokar II. von Böhmen. Wie im weiter oben dargelegten Fall der Steiermark schon erwähnt unterstützten die Stände, insbesondere eine finanzkräftige Wiener Oberschicht, die Herrschaft Ottokars.

Nachdem der Habsburger Rudolf 1273 zum deutschen König gewählt worden war, forderte er allerdings Österreich und die Steiermark wieder von Ottokar zurück. Die Wiener ergriffen allerdings zuerst für Ottokar Partei, jedoch kam es 1278 zum Sieg Rudolfs, welcher Wien zu seinem Hauptsitz erkor. Auch die vom Wiener Adel betriebenen Umsturzversuche nahmen zu diesem Zeitpunkt ihr Ende. 1282 kam es zur Einsetzung des ersten Wiener Bürgermeisters und die Stadt erhielt die Bezeichnung „des Reiches Hauptstadt in Österreich“ verbrieft.²²⁸ Schon im 13. und 14. Jahrhundert fanden auch Kaufmanns- und Handwerkerfamilien Eingang in die Wiener Oberschicht.²²⁹ Vor allem der im 14. Jahrhundert regierende Herzog Rudolf IV. trug durch seine Wirtschaftspolitik maßgeblich dazu bei, dass Wien zu einer bedeutenden Wirtschaftsmetropole mit unbestreitbarer Vormachtstellung in Österreich wurde. Unter anderem stiftete er auch die Universität, gleichzeitig bedeutete die Unterstützung durch den Fürsten sozusagen als Gegenleistung Eingriffe in Verfassung und Wirtschaft.²³⁰

²²⁷ Vgl. Felder 2002, 140

²²⁸ Felder 2002, 141

²²⁹ Benna 1971, 287

²³⁰ Ebd., 281

Die bereits erwähnten habsburgischen Erbteilungen Ende des 14. Jahrhunderts führten zu einer Trennung in die „Österreich ob und unter der Enns“ genannten Gebiete des heutigen Nieder- und Oberösterreich auf der einen Seite mit der Hauptstadt Wien unter der Herrschaft Albrecht III. sowie das schon erwähnte Innerösterreich, Tirol und Vorderösterreich unter der Herrschaft Leopolds III. auf der anderen Seite. Die Teilung bedeutete auch ein Tauziehen um Wien, welches die Stadt ausnutzte und 1396 ein Ratswahlprivileg erstritt. Im Rat waren Erbbürgern, Handwerker und Kaufleute drittelparitätisch vertreten und gestützt auf ihn sowie die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt verfolgte Wien eine zunehmend eigenständige Politik.

3.2.2 Von der Wiedervereinigung der ‚Österreichischen Länder‘ bis zur Gegenwart

Unter Friedrich III. wurden die geteilten Gebiete wieder zusammengeführt, gleichzeitig war Wien aber zu einer von mehreren Residenzen degradiert. Friedrich bevorzugte Wiener Neustadt und Graz und hielt sich auch oft im Westen des Reiches auf.²³¹ Auch die Verwaltungsreformen Maximilians I. trafen Wien und zwar insofern, als dieser auch andere Städte wie Enns, Linz oder Wiener Neustadt förderte und so die Sonderrolle Wiens zusehends verringerte. Außerdem verlor die Stadt durch die zunehmende politische Ausrichtung der Habsburger nach Westen an Bedeutung. Ferdinand I. beseitigte den Einfluss der Stände und veranlasste eine Neuordnung der Verfassung und Verwaltung. Durch diese war die einstige Selbstverwaltung allerdings erst recht beseitigt, die neue Stadtordnung von 1526 hob die Autonomie Wiens gänzlich auf, und die Stadt war nun direkt dem Herzog unterstellt. Im 16. Jahrhundert stellte Wien kaum mehr einen Machtfaktor dar. Mit dem Tod Ferdinands I. 1564 kam es wieder zu einer Aufteilung der österreichischen Länder, Graz war Sitz der innerösterreichischen Linie und Innsbruck blieb bis zum Aussterben der Tiroler Linie Ort einer fürstlichen Hofhaltung.²³²

Das 16. und 17. Jahrhundert waren hauptsächlich geprägt von Kriegen, hohen Steuern und wirtschaftlicher Stagnation. Nach der Zweiten Türkenbelagerung 1683 war Österreich

²³¹ Vgl. Benna 1971, 284

²³² Ebd., 287

allerdings im Begriff, eine Großmacht zu werden. Eine rege Bautätigkeit im Stil des Barock veränderte das Aussehen der Stadt, die Bevölkerungszahl stieg deutlich. Der Wiener Hof zog auch den Adel, der schon längst keine ständische Opposition mehr war, an. Im Absolutismus kam es zu einer deutlichen Zentralisierung von Wirtschaft und Verwaltung, vor allem die Regierungen Maria-Theresias und Josephs II. verstärkten den Einfluss des staatlichen Behördenapparats auf die Stadt und untergruben den bis dato bestehenden Föderalismus. In der Pragmatischen Sanktion wurde der Verzicht auf die Trennung vom Gesamtstaat wie schon erwähnt urkundlich festgelegt.

In den Jahren 1814 und 1815 stand Wien durch den zur politischen Neuordnung Europas veranstalteten Wiener Kongreß im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Des Weiteren kam es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer massiven Industrialisierung verbunden mit entsprechendem Bevölkerungswachstum.

Die revolutionäre Bewegung von 1848 nahm ihren österreichweiten Ausgang vom Landhaus der niederösterreichischen Stände in Wien, auf andere Teile Österreichs ging sie vor allem durch den Wunsch nach eigenen Landesverfassungen über. 1849 erhielt Wien beträchtliche Bereiche der öffentlichen Verwaltung, die vorher der Staatsverwaltung unterlegen waren, zugesprochen. Ab 1850 wurde der Wiener Gemeinderat gewählt, allerdings nach dem Zensuswahlrecht, was bedeutete, dass nur etwa 6000 von 400 000 Einwohnern wahlberechtigt waren. Zudem konnte die neoabsolutistische Regierung personelle Ergänzungen des Gemeinderats im Wege einer ministeriellen Ernennung vornehmen.²³³ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu beträchtlichen flächenmäßigen Erweiterungen der Stadt, dem Bau der Ringstraße und wirtschaftlichem Aufschwung, bedingt durch die liberale Gemeindeverwaltung. Diese zunehmende Prosperität bedingte wiederum einen stark wachsenden Zuzug aus anderen Reichsteilen, sodass für das Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine aus Deutschen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Ungarn Rumänen, Polen, Italienern und aus anderen Ländern Eingewanderten bestehende Bevölkerung kennzeichnend war. Zu dieser Zeit vollzog sich auch ein Machtwechsel in der Stadtpolitik hin zur vom Kleinbürgertum getragenen christlichsozialen Partei unter der Führung Karl Luegers. Die Politik Luegers war gekennzeichnet von Kommunalisierung und der Schaffung neuer sozialer Einrichtungen

²³³ Felder 2002, 145

gepaart mit politischem Kalkül entstammendem Antisemitismus und dem Bestreben, die Arbeiterschicht vom Wahlrecht fernzuhalten.

Nach der militärischen Niederlage Österreichs 1918 und dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie wurde die Republik Deutschösterreich gegründet und zwar durch Beitritt der einzelnen Bundesländer. 1919 fanden zum ersten Mal Gemeinderatswahlen nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht statt, was zugleich den Beginn der Sozialdemokratischen Ära in Wien einläutete. Die Sozialdemokratie sorgte für eine neue Blütezeit des sozialen Wohnbaus, wobei ebendiese Gemeindebauten sich im Ständestaat zu einer Hochburg des Widerstands gegen das austrofaschistische Regime entwickelten.

Im Nationalsozialismus wurde Wien zum Reichsgau mit 26 statt vormals 23 Bezirken. Die Reichsgaue, in welche ganz Österreich unter Hitler aufgeteilt wurde, waren administrativ nicht zusammengeschlossen, sondern direkt dem Deutschen Reich eingegliedert. Im April 1945 nahm die Rote Armee die Stadt ein und befreite sie von den deutschen Truppen. Die Wiener jüdische Gemeinde gab es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, etwa 10 000 Menschen waren bei den Kämpfen in Wien gestorben. Wien wurde zwischen allen vier Besatzungsmächten aufgeteilt, wobei der 1. Bezirk zur interalliierten Zone wurde, und wurde wieder Bundesland mit eigenem Landtag. Außerdem stellten 1945 alle Bundesländer durch Beitritt den Bundesstaat wieder her, die Souveränität Österreichs wurde allerdings erst mit dem Staatsvertrag von 1955 wiederbegründet.

4. Untersuchungen zu regionaler Mentalität und deren Wahrnehmung in Österreich

Wie Karin Liebhart²³⁴ festhält, ist ein Großteil der österreichischen Forschung zum Thema Identität auf die nationale Ebene orientiert, dies gilt sowohl für die Politikwissenschaft als auch für Geschichte, Soziologie oder Sprachwissenschaft. Dasselbe dürfte dem eigenen Überblick über die Literatur nach zu urteilen auch für an den Konzepten des Habitus oder der Mentalität orientierte Forschungen gelten.²³⁵ Das heißt aber natürlich nicht, dass es überhaupt keine Literatur zum hier untersuchten Phänomen gibt:

Susanne Breuss, Karin Liebhart und Andreas Pribersky²³⁶ attestieren der österreichischen Bevölkerung ein „entwickeltes Landesbewusstsein“ (gemeint ist ein Bundeslands-Bewusstsein), dementsprechend „die österreichische Bevölkerung sich im Selbstbild als sehr inhomogen sieht“ und „regionalen Differenzen große Bedeutung beimisst“. Latentes Misstrauen gibt es den AutorInnen zufolge vor allem gegenüber Wien als Symbol der zentralistischen Bundesverwaltung. Dabei sind landschaftliche Eigenheiten für die regionale Identitätsbildung und jeweilige Landesmythologie von besonderer Bedeutung. Neben dem Ost-West-Gefälle kommt insbesondere der Donau als trennendem Fluss zwischen einzelnen Regionen innerhalb Österreichs, wie dies unter anderem auch in Liedern und „Gstanzln“ seinen Ausdruck findet, eine besondere Bedeutung zu.²³⁷

²³⁴ Vgl. Liebhart 2004, 358 sowie 358 Fußnote

²³⁵ Zum Verhältnis von Habitus und Identität siehe Kapitel 6.4

²³⁶ Bruckmüller 1995, 86

²³⁷ Breuss/Liebhart/Pribersky 1995, 178

Dieses Phänomen ist auch historisch gut nachvollziehbar, denn die österreichischen Länder Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg entstanden – wie bereits in Kapitel 3 für die Steiermark dargelegt - gegen Ende des Frühmittelalters nach Auflösung der Herrschaftsgebiete der Bayern und der Karantanen und formierten sich vom 11. bis zum 13. Jahrhundert als relativ stabile politische Einheiten unter der Herrschaft von Landesfürsten. Vor allem im Hoch- und Spätmittelalter entwickelten sich dann eben ein österreichisches (bezogen auf Teile des jetzigen Niederösterreich und Oberösterreich), ein steirisches, ein tirolerisches und ein kärntnerisches Landesbewusstsein.²³⁸

Neben der Begünstigung der regionalen Identifikation in Österreich durch die - zumeist seit dem Mittelalter existierende - historische Kontinuität der Bundesländer spielen nicht zuletzt regionale Traditionen in der touristischen Vermarktung eine gewichtige Rolle, wie etwa die Figur Erzherzog Johanns für die Steiermark.²³⁹

Dabei war der „Landespatriotismus“ nach Bruckmüller²⁴⁰ in der Steiermark nach Kärnten und dem Burgenland bereits am drittstärksten ausgeprägt, in Wien am schwächsten. Letzteres hat einerseits damit zu tun, dass Wien eher als ‚Stadt‘ und als ‚Gemeinde‘ denn als „Land“ empfunden wird, und andererseits damit, dass Niederösterreich und Wien historisch gesehen das österreichische Kernland bilden, und in anderen Bundesländern daher die Kontrasterlebnisse zwischen Land und Bund stärker ausfallen.

²³⁸ Bruckmüller 1994, 98

²³⁹ Breuss/Liebhart/Pribersky 1995, 244

²⁴⁰ Bruckmüller 1989, 15-16

Von Interesse sind in diesem Zusammenhang auch die Ergebnisse von Plasser und Ulram²⁴¹ zum Österreich- und Landesbewusstsein aus dem Jahr 2003. Hier wurden die untersuchten Personen danach gefragt, mit welcher regionalen Einheit sie sich primär verbunden fühlen würden. Wie aus der Befragung hervorgeht, ist in Salzburg, Tirol und Vorarlberg das Bundesland offenbar ein relativ wichtiger emotionaler Bezugspunkt, wobei lediglich in Tirol für das Landesbewusstsein tatsächlich ein höherer Wert als für das Österreichbewusstsein aufscheint. In Wien, dem Burgenland und Niederösterreich dominiert eindeutig das Österreichbewusstsein, wobei mit der Ausnahme Wien, wo das Regionalbewusstsein nur 15% beträgt, ein hohes Österreichbewusstsein auch immer mit einer hohen regionalen Verbundenheit einhergeht. Interessanterweise ist allerdings die Verbundenheit der WienerInnen mit dem Bundesland Wien mehr als doppelt so hoch wie die erwähnte geringe Verbundenheit mit dem Ort Wien. Die höchsten Werte für die regionale Verbundenheit in ganz Österreich hat jedoch Tirol, das einzige Bundesland, in dem das Landesbewusstsein höher als das Österreichbewusstsein ist. Auch die Steiermark tendiert eher zur zweiten Gruppe mit deutlich stärkerer Identifikation mit Österreich.

In der Studie zum Österreichbewusstsein²⁴² aus dem Jahr 1987 hingegen waren die Ergebnisse noch etwas anders gelagert: Auch hier ließen sich aufgeteilt nach Bundesländern drei Gruppen mit unterschiedlichen Identifikationsmerkmalen ausmachen: Allerdings bestand die Gruppe mit hohem Landesbewusstsein aus Tirol, Vorarlberg und diesmal Kärnten. Diese Bundesländer mit hohem Landesbewusstsein hatten hier auch noch gleichzeitig das geringste Lokal- und Österreichbewusstsein. Wien, Niederösterreich und das Burgenland waren allerdings auch schon 1987 die Länder mit dem höchsten Österreichbewusstsein und wiesen gleichzeitig alle drei hohe Werte betreffend die regionale Verbundenheit auf. Genau umgekehrt zur Situation von 2003 war 1987 die Verbundenheit der WienerInnen mit ihrem Bundesland mit 8% das österreichweit niedrigste, gleichzeitig aber die Identifikation mit dem Heimatort mit 38% die österreichweit höchste. Bei der dritten Gruppe, also der Steiermark, Oberösterreich und Salzburg, war die Identifikation gleichmäßiger und dem österreichischen Durchschnitt ähnlicher verteilt, wobei hier die SteirerInnen anders als 2003 über ein deutlich ausgeprägtes und andere regionale Verbundenheiten eindeutig dominierendes Landesbewusstsein verfügten.

²⁴¹ Plasser/Ulram 2003, 432-433

²⁴² Stourzh/Ulram 1987, 23

Auch das Forschungsprojekt "Integrative und desintegrative Phänomene in Österreich unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Massenmedien" geleitet von Peter Diem kommt zu auffallend ähnlichen Ergebnissen wie die Studie zum Österreichbewusstsein 1987. Ein besonders auffälliges Ergebnis dieser letzten Studie ist auch, dass noch im Jahr 1988 – also dem Erhebungsjahr der Studie – die einzelnen Bundesländer „weitgehend endogam“²⁴³ waren, wie Ernst Bruckmüller schreibt: So stammt in der Steiermark ein Anteil von 88% der Schwiegerkinder der Befragten ebenfalls aus der Steiermark, in Wien sind es nur 55%. Der Wiener „Endogamie-Wert“ ist, wie zu erwarten war, der österreichweit niedrigste und gleichzeitig der einzige unter 70%. Am höchsten ist der Wert für Oberösterreich mit 97%.²⁴⁴ Es darf allerdings natürlich davon ausgegangen werden, dass diese Werte in den letzten zwanzig Jahren doch deutlich gesunken sind. Aufgrund der in Diems Studie aufscheinenden ausgeprägten Sympathie- und Antipathie-Werte spricht Bruckmüller sogar von einer „quasiethnischen Qualität des Landesbewußtseins“.²⁴⁵

Überraschend sind in diesem Zusammenhang folgende zwei Ergebnisse: Erstens gibt es in der Steiermark trotz der offenbar schwindenden Bedeutung regionaler Identifikation die nach Vorarlberg zweithöchste Bereitschaft, eine ausgewiesene Regionalpartei zu wählen, während Wien dazu erwartungsgemäß die nach dem Burgenland und Niederösterreich höchste Ablehnung aufweist. Und zweitens hat die Steiermark die österreichweit höchste Zustimmungsrates zur Frage, ob sich sowohl Mentalität als auch Interessen der Bundesländer merklich voneinander unterscheiden, während Wien im Mittelfeld liegt; die bejahende Antwort dieser Frage war übrigens österreichweit zwischen der Mitte der Achtziger und der Mitte der Neunziger Jahre stark rückläufig.²⁴⁶

Plasser und Ulram interpretieren des Weiteren mithilfe von sieben gesellschaftspolitischen Typen die Verteilung gesellschaftspolitischer Orientierungen in Österreich: *Traditionell Sozialstaatliche* sind staatsinterventionistisch und egalitär orientiert sowie von Reformimpulsen geleitet, *Moderate Konservative* sind stabilitätsorientiert sowie sozial und humanitär engagiert mit oft religiösem Fundament, *Verunsicherte Materialisten* sehen

²⁴³ Bruckmüller 1996, 195

²⁴⁴ Diem, Peter: "Integrative und desintegrative Phänomene in Österreich unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Massenmedien" (ervielfältigtes Manuskript), Wien 1988, zitiert nach: Bruckmüller 1996, 194-195

²⁴⁵ Bruckmüller 1996, 195

²⁴⁶ Plasser/Ulram 2003, 433-435 Allerdings wird in der Darstellung der empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch ersichtlich werden, dass ein einfaches verbales Bejahen von Mentalitätsunterschieden nicht notwendigerweise einer tiefsitzenden alltäglichen Handlungspraxis, die sich durch ein solches Unterscheiden in verschiedene Mentalitäten definieren lässt, entspricht.

ihren eher beschränkten materiellen Wohlstand durch wirtschaftliche und sozialstaatliche Probleme aber auch MigrantInnen gefährdet und wenden sich eher autoritären Gedanken zu, sind dagegen für grünes und liberales Denken nicht zu gewinnen, *Wohlfahrtsstaatliche Chauvinisten* befürworten den Sozialstaat, treffen aber strenge soziale und kulturelle Abgrenzungen vor allem gegen MigrantInnen und präferieren *Law-and-Order-Policies*, *Autoritäre Systemverdrossene* lehnen staatliche Intervention und Reform ab, was als Bezeugung ihres Misstrauens gegenüber den politischen Institutionen generell gesehen werden kann, auch sie neigen zu Xenophobie und Autoritarismus, *Liberale Individualisten* sind staatlichen Eingriffen gegenüber kritisch, befürworten aber Weltoffenheit, demokratische Mitspracherechte und persönliche Freiheit und *Libertäre Postmaterialisten* ähneln den vorherigen im soziokulturellen Bereich, sind aber zudem sozialstaatlich, egalitär und umweltschutzbezogen orientiert. Dabei ist, was den Vergleich Steiermark – Wien betrifft, vor allem interessant, dass es in der Steiermark deutlich mehr Verunsicherte Materialisten und auch mehr Traditionell Sozialstaatliche gibt als in Wien, wo erwartungsgemäß wieder eine deutliche Überzahl an *Liberalen Individualisten* und *Libertären Postmaterialisten* gegenüber der Zahl der VertreterInnen dieser beiden Gruppen in der Steiermark vorzufinden ist. Bei den restlichen Typen sind keine entscheidenden Unterschiede feststellbar.²⁴⁷

Insgesamt haben nach Plasser und Ulram regionale Mentalitätsdifferenzen in den letzten Jahrzehnten an Stellenwert verloren, und vor allem das starke Sinken der Landesverbundenheit beziehungsweise das starke Steigen der Österreichverbundenheit in Ländern, wo vorher die Erstere besonders hoch beziehungsweise die Letztere besonders gering war, deutet nach den beiden Autoren auf einen verstärkten Bedeutungsrückgang vormals traditioneller Sozialisationsinstanzen und hohe Wirksamkeit des Mediums Fernsehen.²⁴⁸

²⁴⁷ Ebd., 430-432

²⁴⁸ Ebd., 437-438

Plasser und Ulram gehören zu den wenigen, die sich des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes, der ja sowohl zur Soziologie als auch zur Politischen Kulturforschung gehört, angenommen haben, allerdings krankt, wie Liebhart bemerkt, ihr Ansatz daran, dem empirisch-analytischen Ansatz der politischen Kulturforschung von Almond und Verba verpflichtet zu sein und quantitative Umfrage- und Einstellungsmessung in den Mittelpunkt zu stellen.²⁴⁹

Der Untersuchung „Hochsprache und Dialekt in Österreich“ von Sylvia Moosmüller ist zu entnehmen, dass erstens die emotional-affektiven Sensibilitäten auf verschiedene österreichische Dialekte sehr ausgeprägt sind und dass zweitens den SprecherInnen dieser Dialekte – allerdings nicht auf manifester, sondern auf latenter Ebene - stereotype Eigenschaften unterstellt werden. Eigenschaften von Individuen und ihr Dialekt würden öfter vermischt, allerdings würden Dialekte zunächst „an sich“ positiv bewertet, und erst in der Konkretisierung, in den sozialen Zusammenhängen offenbaren sich Vorurteile.

Die Zustimmung und Ablehnung von sprachlichen Varietäten hat Moosmüller zufolge soziale und historische Gründe, sowohl soziale und regionale Zuordnungen als auch Bewertungen erfolgen in stereotypisierter Form. Problematisch würden diese Typisierungen allerdings dann, wenn ihr Entstehungszusammenhang vergessen werde und sie dadurch sozusagen eigene Sinnwelten konstituierten und als etwas unabhängig vom Menschen Bestehendes aufgefasst würden.²⁵⁰

²⁴⁹ Liebhart 2004, 351

²⁵⁰ Moosmüller 1991, 149-166. Dabei soll auch nicht unerwähnt bleiben, dass die besagten Phänomene sowohl für ländliche als auch für städtische und insofern stärker schichtspezifische Dialekte gelten. Ländliche Dialekte werden vordergründig sogar positiver bewertet als städtische.

5. Methodische Vorgehensweise

Ausgehend von der zugrundeliegenden Forschungsfrage „Inwieweit unterscheiden sich die habituell sedimentierten Wahrnehmungs-, Deutungs-, Handlungs- und Empfindungsmuster von in Wien und in der Steiermark lebenden Menschen systematisch voneinander?“, da es also darum ging, zugrundeliegende habituelle Muster zu erfassen und nicht vorab bestimmte Merkmale in ihrem Vorhandensein und ihrer Häufigkeit zu untersuchen, lag eine qualitative Untersuchungsmethode nahe. Meine Hypothese war, dass sowohl Menschen aus der Steiermark als auch aus Wien Mentalitätsunterschiede wahrnehmen und erleben würden, die ersteren jedoch stärker. Auch ging ich davon aus, dass die SteirerInnen eher die Mentalität der anderen Gruppe negativ bewerten würden als die WienerInnen. Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen wählte ich Menschen, die entweder in Wien oder der Steiermark aufgewachsen waren und ihren Lebensmittelpunkt zu einem bestimmten Zeitpunkt in die jeweils andere Region verlegt hatten. Diesem Vorgehen lagen zwei Gedanken zugrunde: Zum Einen nahm ich an, dass die betreffenden Personen, wenn sie Sinnzuschreibungen über die neue Umwelt vornehmen, auf Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata zurückgreifen, die Produkte ihrer eigenen habituellen Verfasstheit sind aber vordem implizit waren. Zum Zweiten konnte ich davon ausgehen, dass zumindest ein Teil dieser habituell generierten Routinen sich in der neuen Umwelt nicht bewährte und somit durch den Wechsel der Lebensumstände überhaupt erst in stärkerem Maße ins Bewusstsein gelangte²⁵¹ und sich aus diesem Grund Personen, die ihren Wohnort gewechselt haben, besonders gut zur Beantwortung der vorliegenden Fragestellung, eigneten. Diesen zweiten Punkt betreffend war vor allem der Unterschied zwischen Personen, die ihren Wohnort erst vor kurzem gewechselt haben und solchen, die ihn schon vor längerer Zeit gewechselt haben, relevant. Die Kontakte zu den InterviewpartnerInnen wurden größtenteils durch gemeinsame Bekannte oder über Anzeigen und Anschreiben im Internet (etwa in betreffenden Inhaltsgruppen in Internet-Kontaktnetzwerken) hergestellt. In einigen Fällen sprach ich auch Leute an, die etwa vom Akzent her den Eindruck erweckten, sie könnten zu meiner Untersuchungsgruppe gehören. Dabei wurde versucht, eine Verzerrung durch die Art der Kontaktaufnahme so weit wie möglich zu vermeiden, indem eine möglichst große Bandbreite bei soziodemographischen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, soziale Schicht, Bildung und Art der Berufstätigkeit angestrebt wurde.

²⁵¹ Vgl. Bourdieu 1976, 149 und Bourdieu 1993, 116-117

Letztendlich wurden 18 Interviews geführt. Es handelte sich um neun Männer und neun Frauen, von denen insgesamt vier einen Pflichtschulabschluss hatten, acht einen Abschluss einer allgemein- oder berufsbildenden höheren Schule und sechs eine universitäre Ausbildung. (Von den HochschulabsolventInnen haben dabei zwei Personen erst am neuen Wohnort ihre universitäre Ausbildung beendet, genauer gesagt die erste Stufe desselben, also den Magistergrad erworben.) Diese Verteilung weicht vom Bildungsstand der österreichischen Bevölkerung ab, jedoch ist zu berücksichtigen, dass die Möglichkeit eines Wohnortwechsels für höher gebildete Menschen wahrscheinlich eine häufiger vorkommende Situation darstellt als für weniger Gebildete. Gründe dafür mögen die Unterschiedlichkeit der Arbeitsmärkte, aber auch die bei Höhergebildeten aus der Bildungsbiographie resultierende geringere emotionale Bindung an die Herkunftsregion und die Verfügung über mehr und regional standardisiertes soziales und kulturelles Kapital sein. Die Transkriptionen befinden sich in meinem Besitz und sind auf Anfrage einsehbar.

Die Interviews wurden anhand eines Leitfadens geführt, der sich an der Methode des problemzentrierten Interviews orientiert. Im problemzentrierten Interview steht nach Lamnek²⁵² die Konzeptgenerierung durch den/die Befragten immer noch im Vordergrund, doch wird ein bereits bestehendes wissenschaftliches Konzept durch die Äußerungen des/der Erzählenden eventuell modifiziert. Begründung dafür ist, dass der/die Forscher/in keine *tabula rasa* sein kann und – zumindest implizit - immer schon entsprechende theoretische Ideen und Gedanken entwickelt hat. Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt dem/der Befragten allein überlassen, mit den völlig offenen Fragen wird lediglich der interessierende Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten.

Die Tatsache, dass das problemzentrierte Interview auch dem narrativen Interview nahestehende Teile enthält, ist in der geplanten Untersuchung insofern besonders bedeutsam, als narrative Interviews insbesondere für lebensgeschichtlich bezogene Fragestellungen geeignet sind, da sie eher konkrete Handlungsabläufe, Gedanken und Erinnerungen als Ideologien und Rationalisierungen forcieren.²⁵³

²⁵² Lamnek 1995, 74/75

²⁵³ Vgl. Hopf 2000, 355

Der Leitfaden sorgt dabei einerseits für stärkere Vergleichbarkeit der Aussagen, andererseits tritt dabei - natürlich in einem engeren Rahmen als bei einem vollständig offenen Interview - auch zutage, welchen Konzepten die Befragten von sich aus Priorität zugestehen. Wichtig ist insbesondere die flexible Handhabung des Leitfadens in der Interviewsituation, um eine „Leitfadenbürokratie“²⁵⁴ zu vermeiden.

Der Leitfaden enthielt folgende Themen:

- Zeitpunkt und Grund der Übersiedlung
- Berufliche und private Lebenssituation vor und nach der Übersiedlung, Umfeld, Pläne
- Auffälligkeit von Mentalitätsunterschieden zum Zeitpunkt der Übersiedlung sowie deren etwaige Veränderung im Laufe der Zeit
- Konfrontation mit Vorurteilen
- Bedeutung der Herkunftsregion für die eigene Identität
- Assoziationen und Empfindungen betreffend steirischen/Wiener Akzent
- Bedeutung der eigenen Herkunft für das Leben in der neuen Umgebung
- Eventuelle Gefühle der Scham oder Unangepasstheit in der neuen Umgebung
- Vermutete Gründe für etwaige Mentalitätsunterschiede

Als Basisstrategie qualitativer Sozialforschung wird die bereits erwähnte *Grounded Theory* herangezogen²⁵⁵, was zur Folge hatte, dass Erhebung und Analyse nicht zeitlich voneinander getrennt waren, sondern im Gegenteil gemäß dem Grundsatz des *theoretical sampling* einander beeinflussten. In anderen Worten, bis dato aus den Daten gewonnene Kategorien und deren Verbindungen regten die Kriterien der Auswahl weiterer Interviewpartner an, um letzten Endes zu einer möglichst dichten gegenstandsverankerten Theorie zu gelangen.

In welchem Verhältnis stehen nun allerdings Theorie und Empirie in der Arbeit? Kann überhaupt eine gegenstandsverankerte Theorie erreicht werden, wenn die theoretische Sensibilisierung so ausführlich ausfällt wie in der vorliegenden Arbeit? Hierzu möchte ich noch einmal betonen, dass die theoretischen Hinführungen in Kapitel 2 ja zu großen Teilen phänomenologischer Ausrichtung waren, auch die geschichtliche Gewordenheit des

²⁵⁴ Hopf 1978, 101

²⁵⁵ Vgl. Lueger 2000, 223

Menschen wurde unter anderem phänomenologisch zu plausibilisieren versucht. Phänomenologie allerdings ist nun einmal kein fertiges Theoriegebäude, sondern vor allem eine Methode, die sich zum Ziel setzt, die verschiedenen Arten menschlicher Weltbezüge zu verdeutlichen. Insofern ist weniger eine Vereinnahmung der Empirie durch die Theorie zu befürchten, als die säuberliche Trennung von Theorie und Empirie wohl oder übel in Frage gestellt werden muss.

6. Darstellung der empirischen Ergebnisse

6.1 Das Erleben und Thematisieren von Mentalitätsunterschieden

Da die Interviews, wie in Kapitel 5 dargelegt, halboffen angelegt waren, war jede InterviewpartnerIn sozusagen dazu verpflichtet, zum Thema Mentalitätsunterschiede Stellung zu nehmen. Trotzdem gibt es hier erwartungsgemäß erhebliche Unterschiede in der Art und der Intensität der Thematisierung. Eine starke Thematisierung erfolgt verständlicherweise eher bei Personen, die erst vor kurzem ihren Wohnort gewechselt haben bzw. die ihren Lebensmittelpunkt nicht vollständig in die neue Umgebung verschoben haben.

6.1.1 Entfremdung

Ein sehr anschaulicher Fall für die intensive Thematisierung von Unterschieden in der Mentalität zwischen „SteirerInnen“ und „WienerInnen“ ist der von Herrn G.: Herr G. ist 38, stammt aus einem kleinen Ort in der Südsteiermark und ist seit seinem 21. Lebensjahr – ursprünglich als Vorarbeiter - Wochenpendler, lebt also fünf Tage in der Woche in Wien. Für ihn steht die Existenz von Mentalitätsunterschieden zwischen „den Wienern“ und allen „anderen Österreichern“ außer Frage. Er thematisiert diesen Unterschied sehr ausführlich und unter Heranziehung vieler Beispiele.

Zum Beispiel erzählt Hr. G., dass er schon zu Beginn seines Arbeitslebens in Wien in der Interaktion mit Arbeitskollegen aus Wien ein gewisses Fremdheitsgefühl verspürt hat:

Herr G: Des is nur jetza mei-, mein, vom Gsichtsausdruck, jo, waßt, wo, wos, wos der, ah, ah, ah, schwer zum sagen, jo. / Der hot scho gaunz an aondan Gsichtsausdruck ghobt, nen? Dass, dass irgendwos, ja, net, net sou is, jo.

Herr G erfuhr also eine Irritation, man könnte auch sagen, einen – natürlich nicht nur kognitiv zu verstehenden - Bruch im in Kapitel 4 dargelegten Verweisungszusammenhang, der mit seinen Routinen der Deutung alltäglicher Kommunikation nicht zu bewältigen war. Auch die Einreihung in ein sprachliches Relationssystem gelingt noch nicht, es ist noch keine Übernahme der Situation in dem Sinne erfolgt, dass ebendiese neue Situation und die

symbolische Ordnung, so wie sie bisher mit dem Erleben des Subjekts verbunden war, zu einer Einheit geworden wären.

Im weiteren Verlauf skizziert Herr G. „die Wiener“ als unfreundlicher, eingebildeter und weniger hilfsbereit, außerdem als „unlockerer“ und „gestresster“. Nach kurzem ursprünglichem Zögern ist er sehr offen mit diesen Kategorisierungen, was sicherlich auch daran liegt, dass ich als Interviewer ebenfalls einen steirischen Akzent habe:

Herr G: Jo, a, a die Freindlichkeit, jo, de, de, de is, ahm [zögert] // a net sou in, in Wien, jo, holt, wie sull, wie sull i des erklären, jo, de sand / kummt mi vor a bissl mehr eingebildeter, jo, wie, wia aufm Laund, jo. / Und die, die Hüfsbereitschaft, jo. Wal wenn `st in Wien / wohnst, wohnst oder sunst wos, jo, du kennst kan Nochborn und nix, jo.

Durch sein Zögern und die ihm folgende relativ inhaltsleere und unabgeschlossen wirkende Spezifizierung (Die LeserIn fragt sich: Was ist die Freundlichkeit nicht so? Nicht so ausgeprägt? Nicht so üblich?) entsteht der Eindruck, Herr G. zensiere sich selbst.

Ein Bereich, in dem diese Unterschiede besonders ins Auge stechen, ist für Herrn G. der Humor:

Herr G.: Du m-, muasst ri-, richtig a-, laung an Schmääh aunbringen oder wos, dass, dass'd amol an a bissl mitreissen mogst...

Die Bedeutsamkeit des Humors lässt sich zweifelsohne daraus erklären, dass es sich um einen Bereich handelt, wo Affektentladung möglich ist. Humor beruht ja gerade auf dem Doppeldeutigen, Paradoxen und lässt sich somit per se nicht mit der instrumentellen „Langsicht“ des zivilisierten Individuums in Einklang bringen. Es handelt sich um eine Situation, in der – zumindest für die ZuhörerIn – ein affektives Zur-Welt-sein im Vordergrund steht, das Leib-Sein und nicht das Körper-Haben, daher auch die Bedeutsamkeit. Dass es sehr lange dauert, bis man einen ‚Schmääh angebracht‘ hat, ist ein Hinweis darauf, dass eingespielte Routinen nicht mehr wie im Voraus angenommen funktionieren, sondern womöglich Übersetzungsarbeit vonnöten ist, und das heißt wirklich Arbeit, also stärker zweckgerichtetes und weniger affektives Handeln, das der Situation womöglich ihre Bedeutsamkeit vor allem in Hinsicht auf die Erzeugung von Nähe, nimmt.

Aber auch im Kontakt mit Kunden erlebt Hr. G., der mittlerweile beruflich in Wien sehr erfolgreich ist, immer wieder Situationen, wo die Annahme unterschiedlicher Mentalitäten zwischen Wien und dem restlichen Österreich sich für ihn bestätigt:

Herr G: Und, und do merkst schun, und mir hom, mir hom a vier, vier, mir san in vier Betriebe in, in ollen verschiedenen Bezirken, jo...und des is da / schiachste Bezirk, der dreiazwanzigste, jo. Da wohnen neinzg Prozent Wiener, jo...

I: Mhm.

Herr G: / do homma am meisten Troubles, jo. So wie im fuchzehnten, do san sehr viel Ausländer, jo / oder sehr vül Bundesländer auch, jo, wos, wos uns besuchen, jo. Und do / kummen fost kane Beschwerden, jo. Waßt, de nehmen des mehr louckerer, und, und, und, und ...und ned sou / genau, jo, waßt? Und des merkst schun, jo, dass do extrem / dass die Kunden do extrem schwierig sand, jo.

Viele Erzählungen stellen dabei aktiv einen Bezug zum von der Tourismus-Werbung verwendeten und seitdem bekannt gewordenen Slogan „Wien ist anders“ her. Die Interpretationen dieser Phrase weichen jedoch stark voneinander ab. Für Herrn G. ist es eher eine etwas traurige Wahrheit, die sich im Slogan ausdrückt:

Herr G: Jo, Wien is aunders, jo. Desss / jo / [lacht] / jo, net, net, net so, wia sull i n sogen, net, net so lustig wie daham, jo. Es is, es is, es is aundersta, jo. Es is // des stimmt, jo. Des, des Logo, des gibt's eh schun fuchzehn Joahr, jo, glaub i...[...] und / wal des waaß i no, jo, do wor amol nix, jo, wie i noch Wien gfoahrn bin, und auf amol is gstaunden „Wien is anders“, jo. Und daunn hob i, hob i mi sölber, intern gedocht, jo da hat er recht, jo. Is sou, jo.

I: Und, ahm, net so lustig einfoch, ahm, wal's...

Herr G: Jo, strenger is es, net, strenger. Es is, es is, aaaaah, du konnst ned sou, sou a Gaudi aufbauen, jo. Waßt, des is, is / is ned sou, jo, wie daham, jo. Daham san die Leit afocher, jo.

Hr. G erzählt, er hätte sich seine Interpretation des Slogans „intern“ gedacht. Diese Betonung auf das „Interne“ läßt eine gewünschte, aber nicht vollzogene „Externalisierung“, also Thematisierung wahrscheinlich erscheinen.

6.1.2 Die wahrgenommene Unterschiedslosigkeit

Sozusagen am anderen Ende des Spektrums befinden sich InterviewpartnerInnen, die davon berichten, überhaupt keine Unterschiede erlebt zu haben. So meint etwa Hr. O., ein Journalist, der aus der Südsteiermark ursprünglich zum Studieren nach Wien gezogen, nach vierzehn Jahren aber wieder zurückgekommen ist:

Herr O: Also i glaub, des is a, a, a übergstülptes Stereotyp, des / die Leute afoch gern verwenden, um afoch, ah / sich das Leben einfacher zu mochen, afoch, und / deswegn auch solche Klassifikationsschemata die da / auftreten, oba des, also, i sog ned, dass es die typische Wiener Mentalität gibt, des glaub i ned.

Diese Aussage kann als wichtiger Hinweis darauf gelesen werden, wie das Verwenden von Stereotypen verhindert, dem einzelnen Menschen, dem man gerade begegnet, gerecht zu werden. Auch Herr H., Dekorateur und als junger Mann mit 20 Jahren von Wien nach Graz gezogen, betont diese Gefahr:

H: Jo, Ma, ma, ma, ma ertappt si do selbst dabei, dass ma das tut, weil wemma was von Franzosen hert oder Engländern oder von Amerikanern hert, hat ma sei eigenes Bild schon innerlich ablaufen...

Andererseits kann damit auch das symbolische Kapital des „Weltbürger-Seins“ lukriert werden:

Herr O: I seh mi do eher als bissl mehr als / Kosmopolit, also i bin do ned irgendwie in Blut und Boden verwurzelt, glaub i...

Auch der aus Wien stammende und mit 31 wegen einer Beziehung nach Graz gezogene Herr R., von Beruf Vertreter, verwendet offenbar die Situation zum gleichen Zweck und setzt dafür auch den im ‚Blut und Boden‘-Kontext zu verortenden Begriff der Scholle ein:

Herr R.: ...das is, ah, prinzipiell in diesem ah schönen Leben ganz wurscht von woher ma kummt. Vü wichtiger is der Mensch als woher er kummt, ah // Mei Lebensanschauung is, i kann überall leben, durt wos ma gfallt. Ah, ah, I bin also nicht, jetzt so „der Scholle verbunden“ wie ma so schen sagt.

Verallgemeinernd kann festgestellt werden, dass die in der Steiermark sozialisierten Personen stärker als die in Wien aufgewachsenen überhaupt Mentalitätsunterschiede wahrnehmen beziehungsweise ihre Eindrücke dahingehend interpretieren. Dies mag mit der Tatsache zusammen hängen, dass Interaktionsroutinen, die sich in der Hauptstadt herausgebildet haben, als „legitime Kultur“²⁵⁶ aufgefasst werden, der gegenüber sich andere abweichende Kulturen wenn schon nicht anpassen, so doch rechtfertigen müssen beziehungsweise mit der ihnen zuteilwerdenden erhöhten Auffälligkeit auf irgendeine Weise umgehen. Symptomatisch die Aussage des in Wien aufgewachsenen Herrn H.:

²⁵⁶ Vgl. Bourdieu 1992a, 359

H: ...ich hab mich an sich mit der Thematik, die wir jetzt besprochen haben in der letzten Stunde, noch nie so intensiv auseinandergesetzt. Für mi war des alles mehr oder weniger selbstverständlich und / von sich gegeben aber / also für mich waren diese Unterschiede nie so gravierend, dass sie mir an Grund gegeben hätten, ah mir ernsthafte Gedanken zu machen.

Auch die aus Wien stammende und mit 19 Jahren nach Graz umgezogene Frau M., selbständig im Lebensmittelhandel tätig, sah sich nie mit starken Mentalitätsunterschieden konfrontiert:

Frau M.: Na, des so krass kann i des net sagen / wie gsagt i bin also / sehr gut aufgenommen worden und / na kann man net sagen, die ticken anders, oder, oder / mm die blocken total ab, das nicht...

Frau M. hat auch ganz andere Assoziationen zum Slogan „Wien ist anders“ als etwa Herr. G.:

Frau M.: ...i man, was Wien, ah, es steht ja scho wenn ma von der Autobahn reinkommt „Wien ist anders“ und das stimmt.

I: Ja..

Frau M.: ...jedesmal wenn i's lies denk i ma, jo ihr hobt's recht. Es is wirklich anders.

I: Ja...

Frau M.: [räuspert sich]

I: Inwiefern?

Frau M.: / I find was, was Wien für die Bevölkerung tut, was es verkehrstechnisch tut, was es kulturell tut, i man da kann ja Graz nur...

Interviewer: Mhmm...

Frau M.: ...hinten nochschaun. Obwohl / sicher sehr viel auch hier geschieht, aber im Vergleich zu Wien // [leiser] sehr wenig, na...

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Während es keine ÖsterreicherInnen gibt, die ohne ein Wienbild auskommen, werden BewohnerInnen der Hauptstadt in ihrem Alltag kaum jemals die Notwendigkeit verspüren, Vorstellungen über „die Steirer“ zu entwickeln.

Im Gegensatz dazu reagierten fast alle „steirischen“ InterviewpartnerInnen sehr lebhaft auf die Fragestellung und artikulierten zum großen Teil sehr bestimmte Überzeugungen, auf die teilweise weiter oben schon Bezug genommen wurde. Dies gilt auch für den Fall der 22-jährigen S., die aus der Steiermark nach Wien gezogen ist:

I: ...Aber, ok, aahm / jo, hast du des Gefühl, dass ahm, dass es so an Unterschied gibt, so a Wiener Mentalität oder Grazer Mentalität oder steirische Mentalität oder...

S: Jo, absolut, also i-i find schon, ja.

Interessanterweise relativiert S. im Verlauf des Gespräches dieses Urteil aber wieder und bestreitet dann sogar die Existenz von Unterschieden:

I: ...also vom, von der Sprache is a mal des ane und sonst sozusogen, dass es so a typische, ja Wiener Mentalität oder steirische Mentalität oder Grazer Mentalität...

S: Also i muss sogen, bei den Studenten merkt ma diesen Unterschied net...

I: Net, überhaupt net? Also dass ma so-

S: Jo, wal vüle von auswärts a kumman, san, do is es net so. / Na. Also bei den Stud-, also bei den, rein bei den Studenten würd i eigentlich fost gor nix, also / des Anzige is wirklich der Dialekt, also so, wal des, eh, eh, ma fosst's vielleicht dann anders auf oder so.

Auch was andere Bevölkerungsgruppen außer den Studierenden betrifft, schwankt S. mit ihrer Einschätzung. Manchmal erzählt sie recht detailliert über Unterschiede vor allem bei alltäglichen Interaktionen wie dem Einkaufen, dann aber wieder relativiert sie diese Unterschiede. Dies wird im folgenden Abschnitt genauer zur Sprache kommen.

Auffällig ist auch, dass immer wieder regionale Differenzen gegenüber Schichtdifferenzen in den Hintergrund gestellt werden, meist auf eine stark wertende Art und Weise. Herr R. betont mehrmals im Gespräch, wie sehr vermeintliche regionale Differenzen in Wirklichkeit als Schichtdifferenzen zu lesen sind. Auch Gefühle der Unangepasstheit haben seiner Meinung nach vor allem mit Schichtunterschieden zu tun:

Herr R: Und, es wird da genauso passieren, wann I da jetzt also, ah, ah im in a dementsprechendes Lokal hineingeh, wo also wirklich primitive Leute sitzen, dann kanns genauso passiern / kanns genauso passiern, dass ma also, obblockt wird, oder dass ma blöd anquatscht wird...

Auch Hr. S., ein 64jähriger Baumeister und Wochenpendler nach Wien seit 18 Jahren, bringt, gefragt nach Mentalitätsunterschieden zwischen „Steirern“ und „Wienern“, das Gespräch auf die Unterschiedlichkeit verschiedener gesellschaftlicher Schichten:

Herr S: Ah, grad Wiener, Wiener gibt's jo verschiedenster ah Ort aaaaah und zwor, es, es gibt eine gehobene Wiener Gsöschft, ah, die eben [Stoßseufzer] meistens ah recht vermögend is, in an guaten Bezirk wohnt und, und die schon / najo, do kummt net eini, des is a Clique, und a, do kamma nur / die Leut kamma nur bewundern, in meinen Augen, weil / aus aner guaten Familie und, und, und mhm, wie gesagt ah, äh / das is schon a-, schon, schon a ziemlich top. / Und ah dann gibt's eben in Wien ah Bezirke, wos'd da denkst, na a, gschwind wieda auss, na?

Die Aussage von Herrn S. ist ein Beispiel für eine Tendenz, der zufolge die in der Steiermark aufgewachsenen Personen oft davon ausgehen, dass die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten in Wien ungleich größer sind.

6.1.3 Die ‚Qualitäten der eigenen Herkunft‘

Eine weitere Auffälligkeit besteht darin, dass von Seiten der in der Steiermark sozialisierten Personen oftmals eine Thematisierung von Mentalitätsunterschieden in der Form geschieht, dass „den Steirern“ gewisse Fähigkeiten zugeschrieben werden, die entweder im Arbeitsleben oder bei sonstigen Anforderungen der eigenen Lebenswelt, die es zu bewältigen gilt, von Vorteil sind, und die eigene Herkunft – vielleicht aus einem Unterlegenheitsgefühl heraus - somit aufgewertet wird.

Dies ist etwa bei der 50jährigen Frau E. der Fall. Sie ist mit 18 Jahren aus einer steirischen Bezirkshauptstadt nach Wien übersiedelt, war viele Jahre lang Fernfahrerin und arbeitet mittlerweile als Servicebedienstete an einem Wiener Bahnhof. Die „Steirer“ haben für sie die ernsthaftere Arbeitseinstellung:

Frau E: Der Wiener glaub i is eher der gemütliche Typ, der Kaffeehaussitzer, den / net wirklich was tangiert. Der Steirer glaub i is eher der, der / wia ma im Vulksmund sogt, der Paraverer / der richtige Orbeiter / Irgendwo gsegn, glaub ich, die, die fleißigeren oder motivierteren / san do wul eher die Steirer, hm? Da, die Wiener glaub i versuchen des eher so auf / Schleichwegen oder rundherum / sich, sich durch das Leben zu lavieren, net. / Vos natürlich a net für alle zuatrifft.

Eine derartige Einstellung wird nicht nur am Arbeitsmarkt belohnt, sondern Frau E. führt auch generell die Tatsache, dass sie sich auch in für sie schwierigeren Zeiten immer durchgeschlagen hat, auf ihre Sozialisation in der Steiermark zurück:

I: Also des, quasi des, des, des Steirische war jetzt des, des Urige?

Frau E: Des Urige, na des Urige, Bodenständige is eben, dass i sog, die, die Steirer stellen sich mehr auf die Füße als wia da Wiener, net. Der verteidigt a seine Sachen mehr wie da Wiener. Der Wiener versucht glaub ich manchmal den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, net. A wann er oft dann, der Benachteiligte is / wobei da Steirer halt e-eher der / Geradlinige, Fortschreitende is, a waun's mit Widerstaund verbunden is, aber seins sehr wohl durchsetzen muass do, na, oder seins erreichen möchte.

Auch Herr G. sieht die steirische Herkunft eher als ‚Qualitätssiegel‘:

Herr G: ...Wal i glaub, wenn, dass du als Steirer, wennst nach Wien kummst, ka Aungst hoben brauchst, in, in, von Handwerklichen her jetzt, dass di do kaner nimmt, ja. In Gegental, host Vorzüge, jo, weil sie genau wissen, jo, dass de / ganz anderscht aonpocken, jo.

Allerdings ist dies nicht nur bei Menschen der Fall, deren berufliche Biographie von eher manuell orientierten Berufen geprägt ist, so meint etwa auch Herr S.:

Herr S: Und, und, wenn ich, wenn ich sehr, sehr böse bin ah im Mödlinger Raum und i, i werd gfrogt wos i so tua, i bin Entwicklungshelfer [lacht], weil ah irgendwo ah des steirische Niveau in meinem Beruf wird schon sehr, sehr anerkannt. Also die steirische Architektur oder das Bauen in der Steiermark, wir, wir sind do ah ziemliche Vorreiter in den, in den Standards. / Und das wird schon sehr anerkannt.

Die regionale Herkunft wird hier auffallend mit gewissen Fähigkeiten oder Positionen verbunden, die damit keinesfalls notwendigerweise etwas zu tun haben.

6.1.4 Der Heimat entkommen

Die aus Wien stammende Frau K. hat dagegen kein so positives Bild vom Ort, an dem sie aufgewachsen ist. Sie ist 67 Jahre alt, Steuerberaterin und in Wien geboren und aufgewachsen. Mit dreißig ist sie mit ihrem Mann, einem gebürtigen Steirer, in eine kleine südsteirische Marktgemeinde übersiedelt. Überraschenderweise attestiert sie den WienerInnen eine viel größere Vorurteilsbeladenheit als den in kleinen Orten lebenden Menschen:

Frau K: Jo, wei des is soo, des hob i eben so erlebt in Wien, oder so, so wahrgenommen, dass die immer so eng waren, und wenn dann äh, also, / es hat, ich, ich hab nicht als Wienerin, als zugereiste Wienerin diese Ablehnung erfahren, als die Kommentare der Wiener, als sie erfahren ham, dass i in die Steiermark geh..Also, bist bled, deppat wurn, äh, da gehst Krauthappln erntn, und gehst zu die, die Hinterbergler, ah und äh, da wirst scho segn, do, mh, also so quasi wie wenn da nur irgendwölche Leit mit irgendwelche Veitln herumrennen dättn, oder, ahm, sie fohren zwoar auf Urlaub do her, seltsamerweise, [räuspern] ober, ober irgendwie...

Je weiter die Erzählung fortschreitet, desto mehr betont Frau K. allerdings auch, dass sie diese für sie problematische, stark wertende Haltung eigentlich schon während ihres Lebens in Wien gestört hätte:

I: Und des, und des gibts a-am Land gar net so, oder wie is des, also weniger Engstirnigkeit, ihrer Meinung noch, ent- entgegen den / dem vorherrschenden Klischee, dess des Länd engstirnig is?

Frau K: Na, jo, des is, also meiner Meinung noch is des ned so. / Also, der der wird, ah, also i sog so, vielleicht neugierig beäugt, / ober, wie der tuat und wos der mocht und sofort, aber, er / es es wird nicht / also sovü gschimpft wie, wie über, über die Bundesländer, -länder, -länder, also, über die Auswärtigen, wie in Wien, ah, so in Kernkreisen, so, wobei, die, der Kernkreis worn jo eben diese Leit die, die in Wien aufgewachsen san, Wiener Familien san, ah, ah, und und und und glauben, dass sie eben, und, meiner Meinung nach besonders in den, in, in Arbeiterkreisen, seinerzeit...die natürlich jetzt inzwischen wahrscheinlich sehr sich sehr stark verändert haben, aber, ahm, also, i kann mi an an Ausspruch erinnern, vom Nachbarn, also, äh, wenn, also a Stroßenbahner, a echter Stroßenbahner kann nur a Wiener sein...

I: Hot da Nach...

Frau K: ...a Fremder is z`bled dazua.

I: Wieso is a Fremder z`bled dazua?

Frau K: Äh, I, entschuldign Sie, des san jo Aussprüche, da bis zu mein, I war ja ein Kind, I håb jå ned gfrogt, warum der a bled, ned, sondern i kaun mich nur an diese Verwunderung a, i-, i-, in mir erinnern...

Frau K. hat sich von der früheren ‚Heimat‘ eindeutig distanziert:

I: Mhm, mhm. Und ah, was verbinden sie mit am wienerischen Akzent oder Dialekt? Was bedeutet des für Sie?

Frau K: /// I / also, es is seltsam wenn ich jetzt in der Straßnbahn foahr, und dann mir so, so, Wiener Schüler anhör, dann verbind i des mit ana unhamlichen Arroganz. / „Mir san mir und die ondern san die Deppen.“

6.1.5 Offenheit vs. Distanziertheit

Der in Wien aufgewachsene Herr R. bemerkt gleich zu Beginn des Gesprächs, die Leute in der Steiermark seien freundlicher und kontaktfreudiger:

Herr R: Wos ma einfallt, dass da der, da der Grazer oder der Steirer wesentlich gemüthlicher is als der Wiener.

I: Ok. Und worin äußert si des zum Beispiel?

Herr R: Des äußert si, wenn ma wo in a Lokal, ah, reinkommt, in dem ma no nie wor, dass die Leit do so ah / an eigentlich sofort jo entgegenkommen und freundlich san...

I: Ja.

Herr R: Ja, sie san wesentlich offener, wesentlich offener / was in Wien eher net der Fall is, net.

Eine derartige Bewertung der Situation ist, wenn auch nicht in einem so extremen Maß wie bei Frau K., für viele in die Steiermark übersiedelte WienerInnen kennzeichnend. Es wird die Kontaktfreudigkeit und Offenheit der SteirerInnen in der direkten Interaktion thematisiert und als positiv bewertet, aber gleichzeitig das Fehlen dieser Offenheit im Umgang mit gesellschaftlichen Minderheiten und diskriminierten Gruppen bescheinigt. (Gründe dafür mögen in der Geschichte der Steiermark als mit der Verteidigung der Grenzen des fürstlichen Reiches betrautes Grenzland und in weiterer Folge der schon im 19. Jahrhundert auszumachenden „Vorreiterrolle“ des Bundeslandes als Zentrum deutschnationalen Gedankenguts liegen.) Dieser Mangel wird aber durchaus auf einer sehr abstrakten Ebene ausgedrückt, im Gegensatz zu den Vorzügen der „steirischen Mentalität“, wie eben etwa der Offenheit und Kontaktfreudigkeit, über welche stärker anhand von Beispielen aus der Alltagswelt erzählt wird. Dies mag eine gute Integration bedeuten, kann aber auch eine Distanz zu Problemen ausdrücken, die man nicht am eigenen Leib erfährt.

Als Beispiel mag folgende Aussage von Herrn H. dienen, wobei der Erzählton ganz im Sinne des soeben Festgestellten eher emotionslos und distanziert klingt:

Herr H: Na eben diese bewusste Abgrenzung von, von den Slowenen, die Windischen und was da alles passiert is in / i waß gar net, worum's da jetzt in, im, im Detail geht, nur merkt ma des oft, wenn ma dieses Thema anspricht, sofort irgendwie / die Stimmung a poor Grad runterkühlt, hingegen in Wien aaaah wochst ma sowieso scho seit, seit Generationen in diesem melting pot eben auf mit diesen / Tschechen, Slowaken, Ungarn woher auch immer i man in letzten Jahren natürlich durch / durch Türken und, und andere noch bereichert, aber in Wien is ma do glaub i schon aaaaa bissl wie soll i sogen toleranter oder offener, weil ma auch mehr gewohnt is und ...

Die einzige Ausnahme dazu stellt der 27jährige in Wien aufgewachsene B. dar, der mit einundzwanzig zum Studieren nach Graz übersiedelt ist. Er bringt auch Kritik an der im Vergleich zu den Menschen in Wien geringeren ‚Offenheit‘ der GrazerInnen anhand von der eigenen Lebenswelt entstammenden Erfahrungen vor:

B: Und, ich glaub sogar, dass die Wiener toleranter sind, / ein bisschen, einfach weil sie mehr kenn-, also, es gibt mehrere Kult-, mh, einfach viele Kulturen kennen / nur musst Du zuerst bei den Wienern irgendwie dieses Eis brechen. Aber wenn'st des gschafft hast, überhaupt ka Problem. Bei den Grazern, kommt's, zu denen, findet man sehr leicht Kontakt / aber, ah, dafür trifft ma dann schon auch immer wieder auf, oder auch Steirern auf, irgendwo doch verwurzelte Vorurteile, tiefer verwurzelte, wo ma dann doch auch / ahh / Ja, wo's eigentlich nicht mehr, wo's nicht mehr um Rationalität nochan geht, sondern um Sturheit, wemma sich fixiert.

6.2 Übersiedeln als Eingewöhnungsprozess

Übersiedeln ist immer mit einem Eingewöhnungsprozess verbunden, beziehungsweise ein solcher stellt letztlich die entscheidende Kategorie für eine „geglückte Übersiedlung“ dar. Dieser Eingewöhnungsprozess, der bei so gut wie allen befragten Personen in irgendeiner Form zum Ausdruck kommt – dabei muss es sich natürlich nicht um ein explizites Thematisieren handeln – ist dabei notwendigerweise ein Sich-Abarbeiten an bestehenden Vorurteilen, die man durch die eigene Sozialisation erfahren hat. Auch diese Vorurteile müssen wiederum keineswegs in sprachlich-expliziter Form vorliegen, beziehungsweise tun dies in den seltensten Fällen, vielmehr handelt es sich – Kapitel 2, insbesondere Abschnitt 3 stellt in diesem Zusammenhang ja die theoretische Hintergrundfolie dar - um ein leibliches, affektives Zur-Welt-Sein, das im Laufe der eigenen Lebensgeschichte eingeübt wurde und wird und so auch Modifikationen erfährt. Dieses Zur-Welt-Sein stellt aber wie in Kapitel 2 dargelegt auch immer schon eine gewisse Reaktionsweise dar, was aber wiederum zugleich bedeutet, dass das Subjekt dem Feld gegenüber immer schon eine Antwort vollzieht, mit anderen Worten also, rückübersetzt in eine kognitivistische Sprache, dem Vorurteil gar nicht entkommen kann.

Am Beispiel der bereits erwähnten 22jährigen S. wird dieser Eingewöhnungsprozess gut ersichtlich. S. stammt aus einer Kleinstadt in der unmittelbaren Nähe von Graz und ist, nachdem sie nach der Matura in Graz zwei Jahre als Grafikerin gearbeitet hat, vor einem Jahr zum Studium nach Wien gezogen.

S. fühlt sich in Wien einerseits freier, weil sie die Stadt als multikultureller empfindet und insbesondere ihr relativ dunkler Teint nicht wie in Graz Anlass dafür gibt, angeschaut und gefragt zu werden, „woher sie denn komme“. (Die Familie von S. hat allerdings in

Wirklichkeit überhaupt keinen Migrationshintergrund.) Auch den Wahlkampf in Wien findet S. „weniger rassistisch“ als den in Graz.

Neben diesem Gefühl der Freiheit und Akzeptanz empfindet S. allerdings auch in gewissen Situationen ein Gefühl der Fremdheit. So etwa, wenn es um die Sprechweise und den eigenen Akzent geht. Sie bejaht entschieden die Frage, ob es denn Mentalitätsunterschiede zwischen „Grazern“ oder „Steirern“ und „Wienern“ gebe, als sie aber genauer nach deren Manifestationen gefragt wird, meint sie, sie habe nicht zu so vielen Studierenden aus Wien Kontakt, was nicht zuletzt an deren Art und Weise zu sprechen liege. Ein wichtiges Thema ist auch das Sprechen, im Konkreten thematisiert S. die Verwendung beziehungsweise Nicht-Verwendung von Dialekt. Hier wird klar, wie sehr der Umgewöhnungsprozess ein leiblicher ist, und wie sehr die Anforderung die eigenen Routinen zu durchbrechen, Stress auslösend wirken kann:

S: Jo, i waß as net. Weil zum Beispiel de hom net so an, an leichten [lacht] Dialekt holt und so und des is irgendwie vül angenehmer, wal dann hob i immer des Gefühl, genau, genauso wie bei den Deutschen, dass i immer noch der Schrift reden muass und des is...des merkt ma zum Beispül, wal dann schauen's di immer so aun, als's täten's di net verstehen, wenn'st dann schnöll redest, und [lacht] a bissel an Dialekt host und so...

S. interpretiert für sich also eine Anforderung, verständlich – also in diesem Fall „Hochdeutsch“ sprechen zu müssen, der sie nur nachkommen kann, indem sie dafür gewisse Nachteile in Kauf nimmt, zum Beispiel, was die eigene Expressivität betrifft:

S: Jo, es is afoch aunst-, jo, jo, ma, genau, also ma, ma muass si dann immer so a bissel verstöllen, jetzt von, von, von der Sprache her oder so...

Es wird ein Akt der Selbstdisziplinierung notwendig, mit all den damit verbundenen Kosten:

S: Jo, und dann kann i mi a net follen lassen, wal i mir immer denken muass „O mein Gott, versteht der mi jetzt eh?“

Die sich habituell eingespielt habende Art und Weise des Sprechens muss durch eine neue ersetzt werden. Dabei handelt es sich aber nicht um eine Situation von der Art, dass vorher habituell gefestigte leibliche Verhaltensweisen (hier etwa eine gewisse Praxis des Sprechens, also des Bewegens der Sprechorgane) durch eine bewusstere, kreativere

Antwort auf die Umwelt ersetzt werden, sondern statt einer expressiven Antwort auf das Feld muss einem Imperativ der Verständlichkeit entsprochen werden. Der Preis dafür liegt darin, sich nicht mehr „fallen lassen zu können“, also keine spontan-expressive Antwort auf das Feld „formulieren“ zu können oder mit einem anderen Begriff: entfremdet zu sein.

Neben diesen Erfahrungen erzählt S. aber auch von Beispielen einer gelungenen Eingewöhnung:

S: Also da kamma dann so von der Persönlichkeit her find i jetzt kane / so Unterschiede mochen, sondern es / der Dialekt von den, des wirkt holt a bissel arrogant, sog i jetzt amol...

I: Mhm.

S: Also, so / waßt, wos i man?

I: I waß ...

S: Mhm. So irgendwie. Obwohl's as net san. Aber des, do kummst a erst mit der Zeit drauf.

I: Und dann aber mit der Zeit gelingt's dir quasi, des sozusagen...

S: Irgendwann is es dir wurscht.

Hier wird deutlich: So wie Sehen immer Sehen-als ist, ist einen bestimmten Akzent zu hören immer damit verbunden diesem eine gewisse Bedeutung zuzuschreiben, weil das Hörerlebnis eben immer in eine gewisse Verweisungsstruktur eingebettet ist. Und es bedarf, auch aus einem politischen Anspruch heraus, neuer Erfahrungen, einer Umgewöhnung²⁵⁷, um diese Struktur zu verändern.

Bei Frau E. ist ersichtlich, dass alte Gewöhnungen sozusagen situationsbezogen wieder reaktiviert werden:

Frau E: I bin jetzt lieber in Wien, obwohl's immer wieder weh tut, wennst in die Steiermark fahrst und du sichst des alls, dass du...

I: Und wos is des, wos wehtuat? Oder, oder inwiefern zieht's di wieder hin?

Frau E: Walst immer wieder sichst, des hängt sehr viel mit meiner Großmutter zammen, es is heute noch so, wenn i zum Haus hinfahr, hob i no des Gefühl, sie muass do jetzt eigentlich irgendwann aus dem Haus heraustreten. Des Gefühl bin i nie losworn. Wird vermutlich a, was i net [lacht], bis zu mein Tod so bleiben, na...wal für mi die Steiermark mei Großmutter war.

²⁵⁷ Vgl. Med 220: „Die scholastische Illusion aber wirkt sich noch darin aus, daß der Widerstand gegen die Herrschaft in der Sprache des Bewußtseins beschrieben wird. [...] Wenn das Erklären dazu beitragen kann, so vermag doch nur eine wahre Arbeit der Gegendressur, die ähnlich dem athletischen Training wiederholte Übungen einschließt, eine dauerhafte Transformation der Habitus zu erreichen.“

Interessant ist bei diesem Beispiel, dass Fr. E.s Akzent beim Erzählen über das Wiederauftauchen dieser Disposition, die ihrer früheren Lebenswelt entsprach, keinerlei Färbung durch steirischen Dialekt erfährt, was sehr wohl der Fall ist, wenn sie etwa über Jugenderlebnisse spricht.

Auch Frau K. hat nach ihrem Wohnortwechsel starke Mentalitätsunterschiede wahrgenommen. Zur Zeit ihrer Übersiedelung war bei ihr der Blick auf die Geschlechterverhältnisse in dem kleinen Ort, in den sie gezogen war, dominant:

Frau K: ...ahm, was ma an der Mentalität überhaupt aufgfallen is, is dass die, ah, Offenheit oder äh die Einschränkung / der Wahrnehmung also die war ganz speziell, net, also die würd i, des jetzt so sogen, ich hob mich äh viele Jahre zurück versetzt gefühlt also, alles was schon in, von Wien sozusagen an Emanzipation äh möglich wor oder wor des wor durt / net.

Frau K. hat ihrem eigenen Bekunden nach nicht unerheblich dazu beigetragen, dass diese Selbstverständlichkeiten in der kleinen südsteirischen Gemeinde immer mehr an Bestand verloren haben. Im weiteren Verlauf des Interviews rückt für Frau K. allerdings das Thema der Geschlechterverhältnisse, das für sie zu Beginn der Erzählung einen sehr hohen Stellenwert eingenommen hat, immer weiter in den Hintergrund. Schon gar nicht kommt eine Sehnsucht nach Wien auf, wo die Emanzipation auch heute noch weiter fortgeschritten sein könnte als in der ländlichen Südsteiermark. Im Gegenteil, Wien erscheint zusehends negativ besetzt:

K: ...Wobei, also, i denk mir, es fehlt den, den, den eingefleischten Wienern / diese Wöltoffenheit, ned, ah, also i mecht mi do jetzt net politisch äußern, aber, des fangt scho damit an, dass ma Aungst hot, wenn a Moschee standat...

Wie die BewohnerInnen einer Kleinstadt den Bau einer Moschee aufnehmen würden, thematisiert Frau K. allerdings nicht.

6.3 Bewusste Verhaltensänderungen

Oftmals werden während des Eingewöhnungsprozesses auch bewusste Verhaltensänderungen erlernt und ausprobiert, besonders natürlich dann, wenn eine intuitivere Eingewöhnung scheitert.

Frau E. etwa spricht davon, dass sie bewusst an sich gearbeitet hat, um sich in der neuen Umgebung durchzusetzen:

Frau E: Dann, wonnst in an gewissen Dialekt aufgewachsen bist, zwor der deutschen Sprache und auch der Hochsprache mächtig, ober / hoit / net so wirklich firm oder gefestigt, net, und donn stehst auf amol vor irgendean Chef, der irgendea Herr Generaldirektor is, und do bringst kane, kan groden Satz aussa, net, dann muasst an dir orbeiten.

Grundlegend für diese Arbeit an sich selbst sind dabei natürlich die in Kapitel 2.4 behandelten prä-symbolischen Machtbeziehungen, deren Manifestationsweisen, in denen die Hochsprache zur ‚legitimen Kultur‘ wird, von den Sich-Unterwerfenden keine Minute bezweifelt werden:

*„Am allerdeutlichsten wird sie [die Anerkennung, A.d.V.] jedoch in all den Korrekturen, die die Beherrschten punktuell oder auf Dauer im aussichtslosen Bemühen um Korrektheit bewusst oder unbewusst an den stigmatisierten Merkmalen ihrer Aussprache, ihres Wortschatzes (in Form aller möglichen Euphemismen) und ihrer Syntax vornehmen, oder in der Verwirrung, die sie ‚ganz aus der Fassung bringt‘ und ihnen ‚die Sprache verschlägt‘, als hätte man ihnen plötzlich ihre eigene Sprache weggenommen.“*²⁵⁸

Moosmüller identifiziert als einen Mechanismus der Diskriminierung von DialektsprecherInnen, dass das Verhältnis zwischen Dialekt und Hochsprache gleichzeitig als eines von zwei prinzipiell gleichwertigen verschiedenen Sprachen betrachtet als auch mit einer Oben/Unten-Codierung versehen wird: DialektsprecherInnen werden genauso dafür kritisiert, über eine weniger komplexe Ausdrucksweise zu verfügen als von ihnen Authentizität eingefordert wird, insofern, als sie nicht die Hochsprache imitieren sollen.²⁵⁹

Auch Hr. G. berichtet von bewussten Verhaltensstrategien und Lernprozessen: Bei ihm hat es sich dabei um ein Sich-Zurückhalten und Weniger-Offen-Sein im Gespräch gehandelt. Er erzählt dies in einem allgemeinen „Du“, was nahelegen lässt, dass es sich seiner Einschätzung nach um ein allgemeines von jedermann in dieser Situation zu ergreifendes Verhalten handeln muss. Allerdings hat diese mangelnde Teilnahme bei ihm auch zu einer gewissen Entfremdung geführt:

²⁵⁸ Bourdieu 2005, 57-58

²⁵⁹ Vgl. Moosmüller 1991, 163-165

*I: Und ah hot sich des dann verändert im Lauf der Zeit?
Herr G: [denkt] / [seufzt] Net wirklich, jo, net wirklich / Net, net wirklich, jo, ober, nur, du bist daonn a a bissl andersta gworden zu die Leit, jo. Net mehr sou, so hülfsbereit jo, holt zu de Leit do, wie, wie, wi woanderschta jo oder wie daham jo. / Wal des / du host da a dei, dei, dei Meinung denkt, das, host dir a gedocht, du leck mir n Oasch, jo.*

Auffällig sind hier unter anderem die extrem langen Pausen, etwa vor dem Eingeständnis, dass sich „nicht wirklich etwas verändert hatte.“ Das unpersönliche, als Äquivalent zu „man“ verwendete „du“, das auf das Eingeständnis folgt, lässt sich auch als Versuch interpretieren, dem schambesetzten Eingeständnis wieder zu entkommen.

S. hat bewusst ihre Verhaltensstrategien geändert, um mit der Situation der auf sie am Anfang etwas belastend wirkenden Kommunikationsverweigerung im Alltag klarzukommen. In einem Umfeld, in dem die Leute ‚skeptischer‘ und ‚weniger offen‘ sind und das sie insofern als ‚ablehnend‘ und ‚unverständlich‘ erlebt und in dem sie weniger Kommunikationsangebote als früher ausmacht, hat sie ihrem eigenen Dafürhalten nach gelernt, „mehr auf die Leute zuzugehen“.

Im Gegenzug dazu waren bei aus Wien stammenden Personen, passend zu der bei ihnen auch weitaus weniger intensiv auftretenden Thematisierung von Mentalitätsunterschieden, offenbar keine solche Verhaltensänderungen notwendig.

6.4 Identität

Im Falle des vorliegenden Untersuchungsgegenstands werden habituelle Prägungen in vermehrter Form in Identitätszuschreibungen ersichtlich. Die Vertrautheit mit einer Umwelt ist ja letztlich ein Effekt der auf diese Umwelt passgenauen Dispositionen, welche funktionierende Verweisungszusammenhänge stiften, mit denen das Subjekt sich seine Umwelt aneignen, in ihr erfolgreich handeln kann. Wir können also davon ausgehen, dass identitäre Selbstzuschreibungen Auskunft geben über die Adäquatheit der Prägungen für verschiedene Lebensumfelder. Dabei ist auffällig, dass die Beschreibung mit Worten davon, worin die eigene Identität besteht, den InterviewpartnerInnen oft schwer fällt. Dies ist als weiteres Indiz für eine vorsprachliche leibliche Prägung zu werten.

Dabei soll keinesfalls in Abrede gestellt werden, dass Identität etwas Prozesshaftes²⁶⁰, durch soziale Interaktion zustande Gekommenes und durch sie immer wieder Modifiziertes ist. Es wird lediglich im Sinne von Kapitel 2 behauptet, dass den Primärerfahrungen besondere Relevanz zukommt und die menschliche Freiheit, auf Distanz zu seiner Umwelt zu gehen, andererseits eine gewisse habituelle Verfestigung anderer Reaktionsweisen erfordert.

Wie können aber nun in der Habitus-Theorie identitäre Zuschreibungsprozesse verortet werden, welche Rolle spielt die diskursive Konstruktion der Wirklichkeit? Mit Bezugnahme auf Bourdieu lässt sich feststellen, dass es sich bei den Zuschreibungen letztlich um ein ‚Sekundärphänomen‘ handelt:

*„Konventionen, Formen und Vollmachten benötigen die Anerkennung der sozialen Akteure, damit die Akte der Institution ihre Macht entfalten können. Ohne den Glauben an die Macht, also ohne die ‚sozial geprägten Dispositionen zu Kenntnis und Anerkenntnis der institutionellen Bedingungen‘ bleiben die Akte wirkungslos.“*²⁶¹

Die sprachliche Aneignung der Welt – und auch der eigenen Person - baut letzten Endes immer schon auf der habituellen Aneignung auf. Dem entsprechend ist Sprechen (über sich und andere) in erster Linie leibliches Sprech-Handeln:

*„Gepredigt wird nur bereits Bekehrten. Und das Wunder der symbolischen Wirkung ist keines mehr, wenn man sieht, dass die Magie der Wörter nur Hebel in Bewegung setzt – die Dispositionen – die schon vorher gespannt waren.“*²⁶²

Genauer betrachtet gibt es aber schon im vorsprachlichen Bereich Identität. Nicht umsonst schreibt Merleau-Ponty bei seinen Ausführungen über das Phantomglied, einen Leib haben heiße „sich mit bestimmten Vorhaben zu identifizieren“²⁶³. Eine Identität in diesem weiten Sinne haben heißt also nichts anderes als ein Körperschema haben, dass gewisse *knowing-hows* impliziert, aber gleichzeitig natürlich auch immer affektiv auf die Welt gerichtet ist:

„Die ‚primäre Wahrheit‘, [...] in der einen primären Irrtum, eine bloße Illusion der Leidenschaft und der Verblendung zu sehen allzu einfach wäre, liegt darin, daß die

²⁶⁰ Vgl. GdI, 247

²⁶¹ Bourdieu 2005, 118

²⁶² Ebd., 119

²⁶³ PhdW 106. Das Phantomglied ist dann sinngemäß ein Anzeichen für eine mangelnde Identifikation mit der Gegenwart.

Nation, die ‚Rasse‘ oder, wie man heute sagt, die ‚Identität‘ [...] den Körpern – als tiefinnerst empfundene Lust und Abscheu, Sympathie und Antipathie, Anziehung und Abstoßung – eingeprägt wurde.“²⁶⁴

Identität im herkömmlichen Sinne ist dann zwar eine Möglichkeit des Verhältnisses zu sich selbst, das der AkteurIn durch die sekundäre Schicht der symbolischen Ordnung ermöglicht wird, aber gleichzeitig vor allem durch das habituelle Verhältnis zur Welt begrenzt:

„Gebunden an den Habitus und damit eingebunden in die Welt, ist das Sich-Erzählen eine Illusionierung der Beziehung des Subjekts zur Gesellschaft: Während dieses davon erzählt, wie es den sozialen Strukturen gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrt und sein Leben aus sich selbst heraus entwirft, ist es eben durch diesen Glauben, wie die wissenschaftliche Narration zeigt, umso fester in die Spiele der Gesellschaft integriert.“²⁶⁵

Ein Selbst- und Weltverhältnis, so muss also hinzugefügt werden, das einem/r zu großen Teilen durch Ausspruch (im Sinne von Sprechhandeln) von mächtigerer Seite erst bedeutet wird.

Bei Frau K. hat die Selbstthematisierung zu einem Weg der Integration als einem Anerkennen von Unterschieden geführt: Frau K. hat ihrem eigenen Bekunden nach eine Integration in dem Sinne, dass sie einen Anspruch auf Assimilation zu erfüllen versucht hätte, gar nicht unternommen. Sie stand zu ihrer Identität als Wienerin, einer Tatsache, der sie auch mit dem Satz „*Wer ka Heimat hat, der kann net in die Fremde gehen.*“ Ausdruck verleiht.

Frau K: ...ah, .also, i muass sogen, des kann ich, also, ah / mm, mm / da muss i dazu vorausso-, voraussetzen, vielleicht, dass ich die Haltung gehabt hab: ich bin aus Wien und ich kaunn net den Anspruch stellen jetzt, eine Gleinstättnerin zu sein. A Gleinstättnerin is hier geboren und die is so. Des is da so, die ist hier sozusagn beheimatet, ahm, es / für mich wor es sozusagen eine, die Integration hat auf dem Wege stattgefunden, dass i, dass ich auch immer das akzeptiert hab also dass ich andere Sichtweisen, und eine, eben, au-, von der Stodt komm.

Gleichzeitig beschreibt sie, hätte ihr der Status als Wienerin auch wahrscheinlich gewisse Freiheiten beschert:

²⁶⁴ Med 231-232

²⁶⁵ Gebauer 2000, 448

Frau K: Also, i kann die Reaktionen, da muss i sagen, die liegen für mich im Dunkeln, ahm, ich ahm würde eher sagen, ahm dass das dahin verschoben wurde, weil ja olle gewusst hobn in dem kleinen Dorf, dass ich aus der Stadt komm, die kummt halt aus der Stadt.

Auch Herr O., der ja keine Mentalitätsunterschiede erlebt hat, nimmt die identitäre Zuschreibung als ‚Steirer‘ dennoch für sich in Anspruch:

Herr O: Ah / Na, weil i hob mi schon immer als / Steirer betrachtet, des is a ka, da hob i nie a Problem damit ghabt, `s bin i schon, a Steirer, natürlich. / Und grad jetzt is es sowieso en vogue / geworden, aus der Südsteiermark zu sein, weil / des jetzt eine angesagte Gegend is, und des wern Sie wahrscheinlich eh a merken in Wien.

Bei der 28jährigen G., die beruflich und aus Studiengründen für fünf Jahre in Wien lebte, jetzt aber wieder in der Steiermark wohnt, hat die Sprache eine sehr starke identitätsstiftende Kraft:

G: Na, i glaub wenn i / wenn i hochdeutsch reden würd, kummt do, hört sich des so bescheuert an, [lacht] dass ich afoch so red wie i reden kaunn und / i man viele Leit hoben ma schon öfters gesagt, jo, dass so a Dialekt voll liab is und so und das des holt, ah / jo net schlecht is, wenn man so red afoch und dass des ok ist. Also glaub i schon, dass des gut ankummt.

A: also des is eigentlich wos, wos / sogar was bsonders is...

G: Jo und wos zu meiner Persönlichkeit ghert und ich denk ma, i sullt des net verstecken jetzt.

Was den Wechsel der identitären Selbstzuschreibung betrifft, so kommt ein solcher viel eher bei in die Steiermark gezogenen WienerInnen vor als bei nach Wien übersiedelten SteirerInnen. Beispiel dafür ist etwa folgende Interviewsequenz mit A., einem 62jährigen, vor fast 40 Jahren in die Steiermark übersiedelten Psychologen:

I: Fühlst du di jetzt als, als Wiener, oder Grazer, oder Steirer?

A.: / I fühl mi eigentlich als Steirer. / Weil i scho lang da leb und, und weil das mei / mei Lebensmittelpunkt is. / Da hob i mei Familie. / I hob mit Wien überhaupt kane / Verbindungen mehr, ne. Mei Schwester wohnt in Karlsruhe. / Und i kann ma a goar net vuastön, dass i in Wien begroben wer. Also Wien is, / is gaunz weit weg aus meinem Bewusstsein.

I: Mhmm

A: Jo d-, da bin i daham...

Auch eine der Selbsteinschätzung nach stärkere Identifikation mit der Herkunftsregion nach dem Umzug ist nur bei in der Steiermark aufgewachsenen Personen feststellbar, so etwa bei Herrn S. Auffällig dabei ist, dass diese stärkere Identifikation als Ergebnis von Rivalitäten, die durch die regionale Herkunft ausgelöst wurden, gedeutet wird, wie etwa bei Herrn S.:

I: Jo.Ja, wü- ah, würdest du di noch wie vor als, als Steirer identifizieren...

Hr. S: Jo!...Als, als gefestigter Steirer sogar.

I: Als gefestigter Steirer?

Hr. S: Na, als gefestigter Steirer. Weil, weil ich ja gewissen Anfeindungen standhalten muss und monchmal, so, so in, in vielleicht a bissel aaah alkoholischen Gesprächen, ah wer ma vielleicht manchmal a bissl aahh schief angredt und da muss ich natürlich die Steiermark verteidigen. Und das fällt mir aber sehr, sehr leicht.

Bei Herrn G. zeigt sich die Tatsache, dass sich seine steirische Identität dadurch, dass er in Wien lebt, noch verstärkt hat, am Thema Fußball:

I: Und, und warum san Sie dann Sturm-Fan geworden und net mehr Austria-Fan?

Herr G: [seufzt] Jo wal, wal i denkt hab, siegst, ah jetzt bin i do in Wien, jetzt muass i, i muass do irgendwie a bissl heimatgebunden sein, jo.

Aber es gibt auch ein Gegenbeispiel, nämlich S. Ihr Fall ist insofern interessant, als mit der Verschiebung ihrer Identifikation in Richtung ‚Wienerin‘ auch – sozusagen unvermeidlich - eine Stellungnahme zu den stark ausgeprägten Vorteilen gegenüber WienerInnen verbunden ist:

S: Jo, zum Beispül bei meiner Familie is es scho a so, also die, die megen prinzipiell kane Wiener sog i jetzt amol und / jo, des is dann für mi irgendwie schwierig, wal i jo eigentlich sog i jetzt amol offiziell Wiener bin und dann fühl i mi / an und für sich schon beleidigt. Weil i eigentlich für mi entschieden hob, dass i nach Wien gehen möchte / Waßt, was i man, obwohl i jetzt a ka Wiener bin, sog i jetzt amol, i bin, i waß net, i kumm aus der Steiermark, sog i jetzt amol / Aber / i find des dann afoch / net guat, wenn, wenn de so negativ reden, obwohl sie jo eigentlich net in Wien gwohnt hoben / und wal's jetzt vielleicht drei Wiener kennen oder irgendwie des / die Vorstellung hom, dass olle so san und / und des find i störend. Wal des kamma net / so ollgemein / des komma net / Und des, des mog i a net [lacht]. Jo. Also do, do wehr i mi dann eigentlich immer a dagegen / wal des is...

I: Is des, fühlst du di do a persönlich angegriffen?

S: Do fühl i mi / aungegriffen, jo.

Die „Wiener Identität“ der in Wien aufgewachsenen Gesprächspersonen ist meist nicht so stark ausgeprägt. So mag etwa die Rückfrage an den Interviewer, ob man denn jetzt als ‚Parade-Wiener‘ gefragt werde, als Distanzierungsstrategie von der Wiener Identität gelten. Auch bei den WienerInnen haben sich die Stereotypen über die „typischen Wiener“ (laut, schlitzohrig, einnehmend, faul) festgesetzt und generell gibt es bei weitem nicht so ein starkes emotionales Naheverhältnis zur ‚eigenen‘ Region wie in der Steiermark:

Frau K: I hab mi immer als Österreicherin gefühlt aber nie so, so dezidiert als Wienerin.

I: Mhm.

Frau K: I waß net, was a Wienerin / im Besonderen ausmacht.

I: Aber Sie wissen, was a Österreicherin is, schaut so aus.

Frau K: Vom Gefühl her ja.

6.5 Die Bedeutung von ‚Heimat‘ für die befragten Personen

Im Großteil der Interviews kam das Gespräch früher oder später auf den Begriff Heimat, wobei es den GesprächspartnerInnen wie schon beim Thema Identität oft sehr schwer fiel, die Bedeutung, die Heimat für sie hat, zu artikulieren. In Anlehnung an Kapitel 2 möchte ich an dieser Stelle weiter auf Heimat als Vertrautheit mit einer Lebenswelt fokussieren.²⁶⁶ Dabei ist natürlich zu bedenken, dass es auch immer einen Prozess, ein Heimischwerden geben muss, dem diese Vertrautheit entstammt. Erst wenn dieser Prozess gestört ist beziehungsweise, im Sinne von Kapitel 2, das Verhältnis von generativem Prinzip, also Habitus, und Feld, eine Auf- und Übernahme nicht zulässt, kann etwa Heimweh entstehen. Erst eine solche Infragestellung von Heimat durch den Einbruch der Fremde und die daraus resultierende Entfremdung wecken sowohl das - artikuliert - Bedürfnis nach Heimat als auch die Frage nach der eigenen Identität als Bedürfnis nach praktischem Orientierungswissen, das die eingespielten Routinen ersetzt.²⁶⁷ Da es hier also um eine Kommunikation des leiblichen Subjekts mit der Umwelt geht, geht auch dessen – selbstverständlich sich ebenso im Laufe der Zeit wandelnde - Bedürfnisstruktur in die Kommunikation ein und ist somit die Anerkennung des Subjekts durch die Umwelt notwendige Voraussetzung. Mit Busch²⁶⁸ können also somit selbstredend neue Heimaten im Laufe des Lebens erworben werden und es geht also letzten Endes nicht darum, zu

²⁶⁶ Vgl. dazu etwa auch Neumeyer 1992, 126

²⁶⁷ Greverus 1995, 24/25

²⁶⁸ Busch 1995, 85

welcher Heimat man sich zugehörig fühlt, oder darum, die Bedürfnisbefriedigungsstruktur Heimat anhand objektiver Kriterien zu bestimmen und somit ideologisch zu vereinnahmen, sondern darum, dass ein Heimatgefühl auszubilden dem Individuum überhaupt möglich und die Erlebnis- und Bindungsfähigkeit gewährleistet sein soll. Dieser Begriff von Heimat trägt auch ein aktivisches, ein Aneignungsmoment in sich, ein solchermaßen gestärktes Heimat besitzendes Individuum bedarf gerade nicht einer Einbindung in ein Kollektiv, und ist somit geschützt vor beiden Arten, in denen Entfremdung nach Scheff²⁶⁹ ihren Lauf nehmen kann, *isolation* und *engulfment*.

Hr. G. etwa spricht im Laufe des Interviews auch den Sicherheitsaspekt von Heimat an. Da dieser in seinem Leben in Wien offenbar nicht erfüllt werden konnte, projiziert er ihn umso stärker auf den Bedürfnisbefriedigungszusammenhang, in den er ursprünglich sozialisiert wurde und den er im Familienleben an den Wochenenden aufrechterhält:

I: Ok. Und wenn Sie Steirisch hören, was löst das in Ihnen aus?

Herr G: Wie, da in Wien?

I: Sog ma amol da in Wien, ja.

Herr G: Jo, schon, aha, schau, i bin ned allan da, so auf die Oart, jo / Kummt mi schon // Kummt mi schu, kummt mi scho olls sympathischer vor. Waßt? / Is ma nimmer allan, jo, do fühlt ma sich scho bi'l, bi'l sicherer, jo.

I: Sonst fühlt ma sich dann ob und zu a bissl unsicher oder wie?

Herr G: Jo, unsicher, ah einsam, jo.

Dass Heimat für Herrn G. vor der Isolation schützt, wird auch an folgender Sequenz deutlich:

Herr G: Und do schau i schon, jo, dass ma, immer a bissl Werbung machen, jo. Für die Südsteiermark, jo.

I: Ja, ja, ja. Wieso ist Ihnen das so a Anliegen?

Herr G: Jo, waßt eh, Heimat verbindet, jo, des is...

Für die Aussagen Herrn G.s trifft zu, was Thomas Scheff und Suzanne Retzinger unter einem ‚*insecure bond*‘ verstehen:

„In a completely insecure bond, there is no understanding or ratification of the other; there is mutual misunderstanding, lack of understanding, and rejection of the other. In such a relationship, the parties may coordinate their behaviour, but since

²⁶⁹ Scheff 1994, 25/26

*they are intellectually and emotionally alienated, the task will be in jeopardy [...].*²⁷⁰

Den beobachtbaren Indikator für Entfremdungssituationen stellen nach Scheff und Retzinger Schamgefühle dar. Dies passt zu der Tatsache, dass schon in den Sequenzen in Abschnitt 6.3 schamerfülltes Verhalten im Sinne der *bypassed shame*²⁷¹, also nicht wahrgenommener Scham, bei Herrn G. festzustellen war.

Frau K. dagegen hat sich Heimat geschaffen, indem sie ihre Lebenswelt mitgestaltet hat und von den positiven Auswirkungen ihrer Gestaltungstätigkeit überzeugt war:

Frau K: Also i konnte net, i kann net sagen, dass es so, ah, eine Ablehnung oder es hat zu, zu, zu Gesprächen mit anderen Frauen geführt ah, ah und / ich, i denk ma es wor grod sogar a positive Wirkung vor ollem in späterer Zeit, dass ma, dass i mi oft mit Frauen dann holt einfoch getroffen hob / indem sie gsogt hoben, jo, do, do treff ma uns holt und trotsch ma holt, was die sonst wahrscheinlich nicht getan hätten. / Also, diese, ah, Haltung zum Beispiel, ah dass i gsogt hob, najo, i man dazu san, m-, i bi-, bin a be-, gern behülflüch, die Kirchen zum putzen, aber dazu samma eigentlich net nur als Frauen do... // i hob immer sozusagen a bissl an, hob i von meim Gefühl her a bissl an Schwung reingebrocht, weil ma vüle Sochen j-jo a gern, ausführliche und tiefgründige Diskussionen über Emanzipation und, ah, ah, und so furt geführt haben.

Auch die 57jährige Frau D., die als junge Frau zum Studium nach Wien gezogen war, hat einen Begriff von Heimat, der Verschiebungen im Laufe des Lebens zulässt:

I: Aber Wien is trotzdem net, dass Sie sagen / es is trotzdem nicht Heimat, sozusagen?

Frau D: Nein, nein. Nicht mehr. Des...

I: Es war amal Heimat?

Frau D: Ja. Sicher. I war ja doch lang genug in Wien...

I: Ja.

Frau D: ...und / wenn ma a Wohnung hot, is es auch was Anderes, als wenn ma jetzt hinaus fahrt und dann nur irgendwo Gast is...

Frau M. dagegen hat auch nach langer Zeit noch eine starke emotionale Verbindung mit Wien, allerdings ist dies die Ausnahme:

²⁷⁰ Scheff/Retzinger 1991, 25

²⁷¹ Ebd., 28 sowie Scheff 1994, 67

Frau M.: ...auf da andern Seite / ah / in Wien ausgehn, oder zum Beispiel / mmm / wenn i am Kahlenbergerdorf oben steh und auf Wien runter schau / ahh / krieg i heite no Ganslhaut...

I: Ja..

Frau M.: ...also...

I: ...ja...

Frau M.: ...dieser Bezug zu dieser Stadt...

I: ..ja..

Frau M.: ...der is anfoch do...

I: ..Mhmm / waren sie al-, als Kind öfter im Kahlenbergerdorf, oder...

Frau M.: Na / na, des is einfoch mal zum Heurigen gongan...

I: ...ja, ja...

Frau M.: ...und da oben dann gstanden und über Wien schauen...

6.6 Konflikt- und Dominanz-Unterordnungs-Verhältnisse

Die Motive zu übersiedeln haben bei den aus der Steiermark stammenden Personen in viel größerem Maße mit Möglichkeiten der Berufsausübung oder Ausbildung zu tun, was bei den aus Wien in die Steiermark übersiedelten Menschen praktisch nie der Fall war, bei ihnen kommen (bis auf eine Ausnahme) als Gründe der Übersiedelung fast ausschließlich persönliche Vorlieben, Partnerschaften etc. zum Tragen. Die in der Steiermark aufgewachsenen Personen haben also ungleich eher ein „instrumentelleres“ Verhältnis zum neuen Wohnort, was Entfremdungseffekte wahrscheinlicher macht.

Aus Vorurteilen resultierende anfängliche Spannungen, die eine in Wien sozialisierte Person in ihrem neuen Umfeld erfährt, können laut den Erzählungen der Befragten meist recht schnell ausgeräumt werden, wie auch H. erzählt:

H: Ma wird zwar sicherlich beäugt und / wenn ma ganz frisch von Wien kommt...

I: Jo! Aber des is scho zum Ausholten sozusagen?

H: [lacht auf] Was haßt zum Ausholten, i man ah man braucht sich ja nur irgendwie da aaaah beweisen, dann sind, san diese Vorurteile erledigt...

Es gibt andererseits, wie schon erwähnt, zahlreiche Anzeichen, die dafür sprechen, dass es sich bei der urbanen um die legitime Kultur handelt, was umgekehrt die Bewältigung der Spannungen für Leute, die nach Wien ziehen, erschwert: Das häufige Erwähnen von

Beteuerungen, wie etwa, man fühle sich nicht als Provinzler oder hätte mit seiner Herkunft kein Problem, mag ein Indiz dafür sein.

Frau D. beispielsweise fühlt sich der eigenen Aussage nach als Steirerin und nicht als Grazerin:

I: Mhm / und, ahm, ja / Fühlen Sie sich irgendwie als, als Steirerin, als Grazerin...

Frau D: Als Steirerin.

I: ...als Wienerin?

Frau D: Nein, als Steirerin.

Gleichzeitig war jedoch Frau D.s regionale Identität als Studierende die einer „Grazerin“. Es kann vermutet werden, dass es für sie in Wien zumindest zeitweise unproblematischer war, „Grazerin“ zu sein, weil damit doch automatisch ein gewisses kulturelles Kapital signalisiert wurde:

I: Aber gibt's sozusagen, wal immer wieder dieses, äh, Provinzler / gibt's Leut, die an als Provinzler sehen, oder, oder wie, oder...?

Frau D: Nein, sie ham mich als Grazerin gsehn, aber...

I: Ja.

Frau D: ...nicht / als Provinzlerin.

I: Und jetzt, Grazerin is wieder was anders als Steirerin, na, wahrscheinlich?

Frau D: Möglich, ja. Aber als Grazerin war ich voll und ganz akzeptiert.

S. fühlte sich zu Beginn aufgrund des ungleichen Sprechverhaltens von KollegInnen mit und ohne Dialekt verunsichert:

S: Ma is holt am Anfang eingeschüchtert, sog i jetzt amol. Es is gor net irgendwie negativ / von den aundern glaub i gmant, aber man, / ma [lacht] sogt dann holt net sooo vül, sog i jetzt amol / wal de dann afoch / am Aunfang sog i, schon sölbstbewußt afoch auf / treten san. Also do hot ma scho gmerkt, dass de zum Beispül, de [lacht] was vom Land oder sowas kumman, si zuerst zruck-, also zruckgholten ham.

Die Decodierung des Hochdeutschen als Standard steht dabei außer Frage, allerdings – und dies hängt ja im Grunde unmittelbar damit zusammen – werden – wie schon im Fall von Frau E. – „weder der besondere Wert, der dem legitimen Sprachgebrauch zuerkannt wird, noch die gesellschaftlichen Grundlagen seiner Privilegierung erkannt“²⁷². Dieses Unterordnungsverhältnis hat bei S. zumindest zwischenzeitig zu einem Gefühl der Frustration geführt.

²⁷² Bourdieu 2005, 58

Bei Hrn. G lässt sich – wie schon aus den vorherigen Abschnitten ersichtlich wurde - in seinen Interaktionen mit „den Wienern“ ein gespanntes Verhältnis konstatieren, das schließlich zu Entfremdung und einer Art von innerer Emigration führt, wie die folgende Sequenz verdeutlichen soll:

I: Guat, also, jo, dass ma des, des lernt ma, dass ma do net so offen is. Ower wos is, wenn ma so offen is, meistens, äh, so, wos ergeben sich do für Probleme?

Herr G: [lacht] Jo, noa bist holt glei a Besserwisser, oder sunst irgendwos, nen?

I: Mhm / also, wenn ma sogt, wos ma denkt, oder wie, daunn is ma...

Herr G: Jojo, do bist / so quasi, jo, sou, der waß jo olls, der Gscherte, jo...

Wie bereits dargelegt, hat Herr G. etwa mit reduziertem Kommunikationsverhalten oder Anpassen an die von ihm eigentlich abgelehnten Verhaltensstandards, also zum Beispiel, indem er, entsprechend dem, wie er das Verhalten seiner Umgebung auf ihn interpretierte, auch selbst weniger hilfsbereit wurde, auf die Reaktion reagiert.

Herr G. hat außerdem auch ein Erklärungsangebot für die ‚Wiener Mentalität‘, nämlich die Vormachtstellung Wiens in Österreich:

I: Mhm. / Und, ahm, warum glauben Sie, is des so? Also warum, warum san die Leit da so?

G: Jo, des is / wahrscheinlich schon von Aunfang aun immer so gwesen, wal Wien wor immer die / ahm, is a die Wirtschaft gsteuert worden, jo ./ Glaub i holt, dass des, dass es von Haus aus si des so einbürgert hot, jo, mir san die Wiener, und mir san, ohne uns geht nix so quasi, auf de Oart, jo, do steht der gaunze Motor, jo, wal es is jo olls do, na, des is jo, sicher is es die Bundeshauptstodt, jo, und, und / jo, wal, wal de glauben, ohne, ohne sie steht die Wirtschoft, jo. Wal des hot ma zuerst immer gmerkt beim Fuaßbollspülen, jo?

Wie, wie, wie die Wiener no an, an der Mocht woren beim Fuaßbollspülen, jo, da woans jo ah olle schon eingebildet, olls drum und dran, jo, wos / wos jetzt a niama is, jo, mia ham do gewaltig aufgholt, jo. A wirtschaftlich d' umadum in die aundan Bundesländer. Sicher vor vierzig Joahr, fuchzg Joahr, a wor Wien sicher der Moutor, jo. Do, do is / sicher lousgaungan, nen.

7. Zusammenfassung

Der Komplexität des untersuchten Phänomens kann natürlich mit der Analyse von 18 Interviews nicht in befriedigender Weise entsprochen werden. Sehr wohl können aber Tendenzen festgestellt werden, die zu einem erweiterten Verständnis des Problemzusammenhanges beitragen und relevant für neue Fragestellungen und Untersuchungen sein können.

Das Bewusstsein Angehöriger eines Bundeslandes zu sein äußert sich zu einem nicht unbeträchtlichen Teil in Phänomenen, die der sprachlichen Beschreibung durch die Befragten nur unzureichend zugänglich sind, ist aber deswegen keinesfalls notwendigerweise schwach ausgeprägt. Auffallend ist, dass die nach Wien gezogenen in der Steiermark sozialisierten Personen eine weitaus stärker verankerte Bundesländeridentität haben als die in Wien aufgewachsenen, auch wenn sie - was für das Phänomen Identität nicht unüblich ist - manchmal Schwierigkeiten dabei empfinden, diese adäquat zu verbalisieren. Auf einer stärker kognitiven Ebene zeigt sich diese stärkere regionale Identität etwa darin, dass die eigene „steirische“ Herkunft mit für das Berufsleben vorteilhaften Qualifikationen verbunden wird. Auch bleibt die Identifikation als „SteirerIn“ oft auch nach der Übersiedelung genauso erhalten oder wird sogar noch stärker, was sicherlich damit zu tun hat, dass die Bedürfnisbefriedigungsstruktur ‚Heimat‘ durch das Erleben von Kontrast und eventuell Mangel bewusster wird.

Ein wichtiges Merkmal für die Selbstthematisierung als SteirerIn ist der Dialekt. Er dient einerseits genauso als positiv besetztes Identitätsmerkmal, wie er andererseits zu Techniken der Selbstdisziplinierung Anlass gibt. Die Wahrnehmung der Notwendigkeit von Selbstdisziplinierungspraktiken beim Sprechen gibt einen Hinweis darauf, dass es bei dem hier untersuchten Gegenstand durchaus so etwa wie eine ‚legitime Kultur‘ gibt, deren Höherschätzung nicht hinterfragt beziehungsweise manchmal gar nicht bewusst erkannt wird. Auffallend ist allerdings auch, dass die ausgeprägte steirische Identität kaum in ein Naheverhältnis zum heutigen Slowenien mündet und so der ehemaligen Vielsprachigkeit der südlichen Steiermark kaum Rechnung getragen wird.

Bei den in Wien aufgewachsenen Personen gibt es eine deutliche Mehrheit, die einem etwaigen Mentalitätsunterschied sowohl in ihren Aussagen als auch affektiv neutral

gegenüber steht. Auch im Bereich der Vorurteile und Stereotypen sind ähnliche Ergebnisse festzustellen: Während Menschen in den Bundesländern natürlich immer, etwa durch politische Entscheidungen oder die Massenmedien mit „den Wienern“ konfrontiert sind und somit über ein deutliches Bild von der „Wiener Mentalität“ verfügen, ist dies umgekehrt kaum der Fall. Gleichzeitig zeigen sich aber bei den aus Wien stammenden InterviewpartnerInnen negative Bilder über „die Wiener“ als zum Teil internalisiert, wogegen es ein negatives Selbstbild als SteirerIn auf der Ebene des freimütigen Thematisierens – ganz im Gegenzug zu den vorbewussten, leiblich-affektiven Verhaltensweisen, die die Trennung von legitimer und illegitimer Kultur aufrechterhalten – nicht gibt. Ein mitunter distanzierteres, skeptisches Bild von „den Wienern“ zu haben und sich selbst in Abstand zu diesen zu verorten, ist offenbar Teil des „Wiener-Seins“ und so deckt sich dieses Bild oft gar nicht so selten mit den Negativ-Einschätzungen von steirischer Seite, vor allem was die wahrgenommen Verslossenheit sowie Passivität und mangelndes Engagement „der Wiener“ betrifft.

Eine Korrelation der Identifikation mit dem Bundesland mit der sozialen Schicht oder dem Bildungsgrad konnte überraschenderweise nicht festgestellt werden, wohl aber kann die Identifikation mit dem Bundesland vorsichtig als Unterschied zwischen verschiedenen Generationen interpretiert werden: Damit ist jetzt nicht primär die sicher ebenso feststellbare Tatsache gemeint, dass die Identifikation als „SteirerIn“ oder „WienerIn“ bei jüngeren Menschen in geringerem Ausmaß vorhanden zu sein scheint, sondern, dass sie bei einer Änderung der lebensweltlichen Einbettung flexibler gestaltbar ist.

Auf Grenzen, Widerstände, Situationen, in denen eine adäquate Antwort nicht ohne weiteres oder rechtzeitig möglich ist, stoßen die SteirerInnen in Wien scheinbar eher als die WienerInnen in der Steiermark. Allerdings muss hier noch einmal betont werden, dass die beiden befragten Gruppen nicht einfach ohne Einbeziehung der jeweiligen Kontexte miteinander verglichen werden können, zu unterschiedlich sind die biographischen Merkmale, und hier meine ich vor allem die Beweggründe für den Wohnortwechsel. Bei den in die Steiermark übersiedelten WienerInnen standen in ungleich stärkerer Weise persönliche Gründe für den Umzug im Vordergrund, während es sich bei den SteirerInnen ja oftmals einfach um berufliche Gründe handelte. Aber trotzdem haben eindeutig auch die Dominanz-Unterordnungsverhältnisse zwischen Stadt und Land, Metropole und Provinz und das damit verbundene symbolische Kapital alles Städtischen, welches nicht zuletzt als

das ‚Komplexere‘ gesehen wird, ihre Auswirkungen und erleichtern eine Eingewöhnung eines/r aus dem ‚Zentrum‘ Kommenden in die ‚Peripherie‘ und erschweren die umgekehrte Richtung.

8. Literaturverzeichnis

Verwendete Abkürzungen:

Med	Pierre Bourdieu, Meditationen – Zur Kritik der scholastischen Vernunft
SoSi	Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn – Kritik der theoretischen Vernunft
TdP	Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft.
GdI	Norbert Elias, Die Gesellschaft der Individuen
PdZ (I & II)	Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Band I und II
PhdW	Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung
LS	Bernhard Waldenfels, Das leibliche Selbst – Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes

Audehm, Kathrin (2001): Die Macht der Sprache. Performative Magie bei Pierre Bourdieu. In: Christoph Wulf (Hg.): Grundlagen des Performativen - Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim: Juventa, 101-128.

Baltl, Hermann/Gernot Kocher (1997): Österreichische Rechtsgeschichte unter Einschluß sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Grundzüge ; von den Anfängen bis zur Gegenwart. Graz: Leykam.

Baumgart, Ralf/Volker Eichener (1991): Norbert Elias zur Einführung. Hamburg: Junius.

Benna, Anna H. (1971): Die Stellung Wiens im Wandel der Geschichte Österreichs. In: Walter Jambor (Hg.): Der Anteil der Bundesländer an der Nationswerdung Österreichs. Wien: Wedl, 274 – 306.

Bermes, Christian (2004): Maurice Merleau-Ponty zur Einführung. Hamburg: Junius.

Binder, Dieter A. (1998): Von wilden Bergvölkern und dem schwierigen Umgang der Provinz mit der Metropole. In: Robert Kriechbaumer (Hg.): Liebe auf den zweiten Blick – Landes- und Österreichbewusstsein nach 1945 (Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Suppl.-Band). Wien: Böhlau, 129 – 140.

Binder, Dieter A. (2002): Heimatsuchen. Versuche zur Kulturgeschichte eines Bundeslandes. In: Alfred Ableitinger/ Ders. (Hg.): Steiermark – Die Überwindung der Peripherie (Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Band 7). Wien: Böhlau, 551 – 634.

Bogner, Artur (1989): Zivilisation und Rationalisierung – Die Zivilisationstheorien Max Webers, Norbert Elias' und der Frankfurter Schule im Vergleich. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Böhm, Andreas (2000): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 475-484.

Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992a): Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992b): Rede und Antwort. Frankfurt: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn – Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1998a): Homo Academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1998b): Praktische Vernunft - Zur Theorie des Handelns., Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. – Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA.

Bourdieu, Pierre (2005): Was heißt Sprechen? – Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.

Bourdieu, Pierre/Jean-Claude Chamboredon/Jean-Claude Passeron (1991): Soziologie als Beruf – Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: De Gruyter.

Bourdieu, Pierre/Loïc Wacquant (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Breuss, Susanne/Karin Liebhart/Andreas Pribersky (1995): Inszenierungen – Stichwörter zu Österreich. Wien: Sonderzahl

Bruckmüller, Ernst (1989): Heimatgefühl – Lokalpatriotismus – Landesbewußtsein. Regionale Ebenen der Identitätsbildung in Österreich. In: Neuberger Gespräche: Regionale Identität - Band 2. Wien: Böhlau, 9 – 20.

Bruckmüller, Ernst (1994): Österreichbewußtsein im Wandel – Identität und Selbstverständnis in den 90er Jahren. Wien: Signum.

Bruckmüller, Ernst (1996): Nation Österreich – Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien: Böhlau.

Busch, Hans-Joachim (1995): Heimat als ein Resultat von Sozialisation – Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung. In: Wilfried Belschner/Siegfried Grubitzsch/Christian Lesczynski/Stefan Müller-Doohm (Hg.): Wem gehört die Heimat? – Beiträge der

politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen: Leske & Budrich, 81 – 86.

Elias, Norbert (2001): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert (2005): Studien über die Deutschen – Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1997a): Über den Prozeß der Zivilisation – Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Schichten des Abendlandes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1997b): Über den Prozeß der Zivilisation – Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Felder, Nicole (2002): Die historische Identität der österreichischen Bundesländer. Innsbruck: Studienverlag.

Flick, Uwe (2000): Design und Prozess qualitativer Forschung. In: Ebd./ Ernst von Kardoff/ Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 252-264.

Gebauer, Gunter (2000): Die Konstruktion der Gesellschaft aus dem Geist? Searle versus Bourdieu. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 52 (3), 428-449.

Geiger, Theodor (1967): Die soziale Schichtung des deutschen Volkes – Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage. Stuttgart: Enke.

Göbhart, Franz (1971): Die Steiermark und die Nationswerdung Österreichs. In: Walter Jambor (Hg.): Der Anteil der Bundesländer an der Nationswerdung Österreichs. Wien: Wedl, 167 – 186.

Graus, František (1987): Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung und Methoden

der Untersuchung. In: Ders.(Hg.): Mentalitäten im Mittelalter – Methodische und inhaltliche Probleme. Sigmaringen: Thorbecke, 9 – 48.

Greverus, Ina-Maria (1995): Wem gehört die Heimat? In: Wilfried Belschner/Siegfried Grubitzsch/Christian Lesczynski/Stefan Müller-Doohm (Hg.): Wem gehört die Heimat? – Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen: Leske & Budrich, 23 – 40.

Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld: Transcript.

Heß-Meining, Ulrike (1999): Der Habitusbegriff – Ein soziologischer Ansatz zur Erfassung kollektiver Charaktere, Identitäten, Mentalitäten. In: Heinz Hahn (Hg.): Kulturunterschiede – Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten. Frankfurt am Main: IKO, 199-217.

Hopf, Christel (1978): Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 7 (2), 97 – 115.

Hopf, Christel (2000): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 349-360.

Horak, Roman/Georg Spitaler (2002): „Das Politische“ im Feld: Über Ethnographie und die Möglichkeiten politikwissenschaftlicher Kulturstudien. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 31 (2), 191-204.

König, Markus (2003): Habitus und Rational Choice - Ein Vergleich der Handlungsmodelle bei Gary S. Becker und Pierre Bourdieu. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Krais, Beate (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gunter Gebauer/Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik – Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 208-250.

Krais, Beate/Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld: Transcript.

Koren, Hanns (1966): Reden. Graz: Steirisches Volksbildungswerk.

Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung. Band 2 – Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz/ Psychologie-Verlags-Union.

Le Goff, Jacques (1989): Eine mehrdeutige Geschichte. In: Ders. (Hg.): Mentalitäten-Geschichte – Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin: Wagenbach, 18-32.

Lenk, Hans (1995): Schemaspiele - Über Schemainterpretationen und Interpretationskonstrukte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Liebhart, Karin (1999): „Das Terrain genauer beschreiben...“ Disziplinübergreifende Zugänge in der politischen Kulturforschung am Beispiel von Identität und Gedächtnis. In: Helmut Kramer (Hg.): Demokratie und Kritik – 40 Jahre Politikwissenschaft in Österreich. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 351-372.

Liebhart, Karin (1999): Inszenierungen des Politischen in Österreich nach 1945. In: Andreas Pribersky/Berthold Unfried (Hg.): Symbole und Rituale des Politischen – Ost- und Westeuropa im Vergleich. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 265 – 280.

Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien: WUV.

Merleau-Ponty, Maurice (1974): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: De Gruyter.

Moosmüller, Sylvia (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich – Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien: Böhlau.

Narr, Wolf-Dieter (1995): Die Antiquiertheit der Sozialwissenschaft(en). Notate zu ihrem mitverschuldeten Wirklichkeitsverlust. In: Hans Pühretmayer/Gabriele Schmid (Hg.): Kritik der Sozialforschung. Wien: Sonderzahl, 9-20.

Neumeyer, Michael (1992): Heimat – Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens. Kiel: Geographisches Institut der Univ. Kiel.

Papilloud, Christian (2003): Bourdieu lesen – Einführung in eine Soziologie des Unterschieds. Bielefeld: Transcript.

Plasser, Fritz/Peter A. Ulram (2003): Regionale Mentalitätsdifferenzen in Österreich: Empirische Sondierungen. In: Herbert Dachs (Hg.): Der Bund und die Länder – Über Dominanz, Kooperation und Konflikte im österreichischen Bundesstaat (Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Band 10). Wien: Böhlau, 421 – 440.

Proust, Marcel (1980): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. [Ausg. in zehn Bänden] Band 4 Die Welt der Guermantes I (Deutsch von Eva Rechel-Mertens). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Raulff, Ulrich (1989): Vorwort. In: Ders. (Hg.): Mentalitäten-Geschichte – Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin: Wagenbach, 7- 17.

Reichertz, Jo (2000): Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 514-524.

Scheff, Thomas J. (1994): Bloody Revenge – Emotions, Nationalism, and War. Boulder: Westview Press.

Scheff, Thomas J/Suzanne M. Retzinger (1991): Emotions and Violence – Shame and Rage in Destructive Conflicts. Lexington/Toronto: Lexington Books.

Schwingel, Markus (1995): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.

Shilling, Chris (1993): The Body and Social Theory. London: Sage.

Stoller, Sylvia (1995): Wahrnehmung bei Merleau-Ponty – Studie zur Phänomenologie der Wahrnehmung. Frankfurt am Main: Lang.

Stourzh, Gerald/Peter A. Ulram (1987): Österreichbewußtsein 1987. Wien: Fessel.

Strauss, Anselm/Juliet Corbin (1996): Grounded Theory - Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.

Tellenbach, Gerd (1974): „Mentalität“. In: Erich Hassinger/J. Heinz Müller/Hugo Ott (Hg.): Geschichte – Wirtschaft – Gesellschaft – Festschrift für Clemens Bauer zum 75. Geburtstag, 11 – 30. Berlin: Duncker und Humblot.

Wacquant, Loïc (2003): Eine Grammatik der Praxis im Handeln. In: Papilloud, Christian: Bourdieu lesen – Einführung in eine Soziologie des Unterschieds. Bielefeld: Transcript, 107-111.

Wagner, Hans-Josef (1993): Sinn als Grundbegriff in den Konzeptionen von George Herbert Mead und Pierre Bourdieu – Ein kritischer Vergleich. In: Gunter Gebauer/Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik – Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 317-340.

Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst – Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Werlen, Erika (1998): Sprache, Kommunikationskultur und Mentalität – Zur sozio- und kontaktlinguistischen Theoriebildung und Methodologie. Tübingen: Niemeyer.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Alexander Leodolter
Adresse: Waaggasse 12/12, 1040 Wien
E-Mail: alex.leodolter@gmx.net
Geburtsdatum: 3. Juni 1979
Geburtsort: Graz

Ausbildung

1989 – 1997	Bundesgymnasium Leibnitz, Steiermark
1998 – 2000	Studium der Soziologie und Philosophie, Univ. Graz Abschluss des ersten Studienabschnittes
1999-2000	Studium der Volkswirtschaftslehre, Univ. Graz
2000 – 2001	Auslandsstudienjahr an der Montclair State University, Montclair, New Jersey, USA
2001-2008	Studium der Soziologie (in Kombination mit gewählten Fächern) sowie von Politikwissenschaft/Philosophie, Univ. Wien
2005 -dato	Studium der Volkswirtschaftslehre, Univ. Wien

Berufliche Erfahrung (Auswahl)

10/2003 – 06/2004	Studienassistent - Institut für Soziologie der Universität Wien inhaltliche Betreuung des E-Learning-Systems des Instituts
3/2005 – 5/2005	Interviewer - Integral Marktforschung, Meinungsforschung und online research, Wien
07/2006-09/2006	Wissenschaftlicher Assistent - Institute for Social Research and Analysis (SORA) Literaturrecherche und –aufbereitung, Analyse makroökonomischer Daten
03/2007 – 06/2007	Tutor - Technische Universität Wien Vortrag und Mitgestaltung der Übung Grundlagen der Volkswirtschaftslehre

Abstract:

Diese Arbeit befasst sich in ihrem ersten Teil mit dem sozialwissenschaftlichen Konzept des Habitus, wie es vor allem von Norbert Elias und Pierre Bourdieu entwickelt worden ist, um die Verbindung von Individuum und Gesellschaft plausibel theoretisch erfassen zu können. Es wird gezeigt, wie die Habitus-Theorie mit einer Gegensätzlichkeit dieser beiden Pole bricht und sie als immer schon ineinandergreifende konzipiert. Besonderes Augenmerk wird dabei der Leiblichkeit des Habitus geschenkt und Bezüge zur Leibphänomenologie Maurice Merleau-Pontys hergestellt. Der Mensch wird als immer schon zu seiner Umwelt gerichtete psychophysische Ganzheit begriffen, die die Strukturen eben dieser Umwelt durch Gewöhnung und Inkorporation verarbeitet.

Im zweiten Teil der Arbeit wird das Habitus-Konzept zur empirischen Erforschung regionaler Mentalitätsunterschiede am Beispiel der Steiermark und Wiens verwendet. Dazu werden Interviews mit 18 Personen geführt, die entweder von Wien in die Steiermark oder von der Steiermark nach Wien übersiedelt sind. Im Zentrum der Auswertung stehen regionale habituelle Verschiedenheiten sowie deren Wahrnehmung von Seiten der Befragten.